

in Württemberg e. V., Stuttgart-O
Schloß Rosenstiel, Ru 40 46

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / AUGUST 1958

4



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1958

9. Jahrgang
Viertes Heft — Juli / August

Schriftleitung:
Oskar Rühle

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

Helmut Döller
für Volkskunde

Werner Fleischhauer
für Kunst und Kunstgeschichte

Walter Grube
für Geschichte

Rudolf Lempp
für Architektur

Otto Linck
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Ernst Müller
für Literatur und Philosophie

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.- geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Hochsommer im Filstal Aufnahme Brinzer/Kranich

INHALT

Mein erstes Buch <i>Von Karl Götz</i>	121
Horizont <i>Gedicht von Carl Weitbrecht</i>	122
Johann Georg Bergmüllers Entwürfe zu den Malereien am Landschaftsgebäude in Stuttgart <i>Von Georg Himmelheber</i>	122
Von alten Pflügen, insonderheit altdeut- schen, altschwäbischen und aleman- nischen <i>Von Max Lohß</i>	128
Die Pflanzenwelt der Flach- und Hoch- moore in Oberschwaben <i>Von Karl Baur</i>	139
Altes Rathaus in Sindelfingen <i>Radierung von Walter Romberg</i>	144
Der Prozeß des Benedikt Beutelspacher <i>Von Gerd Wunder</i>	145
Wasser für Ludwigsburg <i>Von Lore Sporhan-Krempel</i>	147
Raumordnung und Landesplanung <i>Von Gerhard Ziegler</i>	149
Johannes Brahms und seine schwäbischen Freunde <i>Von Hermann Mall</i>	151
Professor Gustav Wais 75 Jahre alt <i>Von Walter Weber</i>	153
Buchbesprechungen	154
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	156

Mein erstes Buch

Von Karl Götz

Die Mutter ging in die Fabrik, von des Vaters frühem Tode an bis in ihre letzten Tage hinein. Ich habe an manchem Abend das Gesicht in das Gittertor in der Fabrikmauer gedrückt, bis die Sirenen heulten. Dann gingen die Torflügel auf, und über die weiten Fabrikhöfe kamen die Männer und Frauen. Und irgendwo im Trubel sah ich geschwind eine bräunliche, wollene Bluse und einen schwarzen Schurz. Jetzt mußte ich aufpassen, daß ich mich rechtzeitig neben die Mutter drängelte. Nachher konnte man die Arbeitermauer kaum noch durchbrechen. Die Mutter nahm mich fest an der Hand. Es sah einen Augenblick lang so aus, als liege ein verschüchtertes Lächeln in ihrem müden Gesicht.

Auch die Dote, der Mutter Schwester, die mit uns zusammenwohnte, ging ins Geschäft, von ihrem vierzehnten bis zu ihrem siebenundsechzigsten Lebensjahr. Als sie ihren Leuten, meinen lieben Großeltern ausgewartet hatte, zog sie zu meiner Mutter und stand ihr bei, und nachher meiner Schwester und manchen wildfremden Menschen. Sie hat nicht immer Dank geerntet. Als ich ihr dies aber einmal als Mahnung vorhielt, winkte sie nur mit der Hand ab und sagte: „Bua, wenn mr aufs Dankschö wartet, ist's Herz net sauber.“

Ich weiß nicht, wieviel Strümpfe und Westen sie gestrickt hat in ihrem Leben. Als ich es später habe machen können, habe ich ihr manchmal etwas zugeschoben, bis ich gemerkt habe, daß sie alles weiterverschenkt hat. Da habe ich ihr einmal eine schöne warme Weste gebracht, wie sie selber keine hätte stricken können, es wäre ihr auch nie eingefallen, sich selber eine Weste zu stricken. „Ein Prachtstück“, hat sie gemeint und hat sich sehr gefreut. Als ich dann nach einiger Zeit einmal fragte, warum sie denn ihre Weste nicht anziehe, sagte sie, daß es doch noch nicht so kalt sei. Und als ich weitermachte: das Westle

gefalle ihr aber doch, lenkte sie ab, indem sie sagte, wir müßten nun aber machen, wenn wir die Stadttante noch besuchen wollten. Ums Numgucken sei es wieder Zeit für mich auf den Zug. Ich gab aber nicht nach und da stellte sich heraus, daß sie das schöne Westle aufgezogen und für die Kinder einer Nachbarfrau Strümpfe daraus gestrickt hatte. Sie merkte, daß ich darüber verärgert war und so sagte sie: „Bua, die Kender hent Strümpf nötiger ghet wie i a West. Wenn mr sich regt, wirds oim au ohne Westle warm. Komm, jetzt müßet mr aber ganga.“

Als schon zwei meiner Bücher erschienen und gern gekauft worden waren, brachte sie mir einmal zu meinem Geburtstag ein winziges Päckle, das fast in einen Briefumschlag gegangen wäre. „'s is nix Vürnehms, aber vielleicht freuts de, es ist dei ersts Buch, des d'gschriebe hast“, sagte sie. Aus dem Papier kam ein kleines Heftchen, so groß wie ein Notizbuch. Es enthielt ein paar Dutzend Blätter, mit dünner Schnur in einen Umschlag aus Packpapier gehetzt. Auf diesem Umschlag war zu lesen: Arbeitsbuch von Karl Götz. Bei diesem Anblick stiegen mir die armen, aber seligen Tage der Kindheit wieder auf, so deutlich und so wunderschön, daß ich um ein Haar alle anderen Geschenke übersehen hätte. Ja, ja, mein „Arbeitsbuch“!

Es war für uns Fabriklersbuben damals selbstverständlich, daß wir nach der Schule nicht herumlungernten. Es gab genug zu tun. Bis die Mutter heimkam, mußten die Einkäufe gemacht, die Schuhe vom Schuhmacher geholt, das Feuer in den Herd und in den Waschkessel gerichtet sein. Manchmal putzten wir Gäule bei einem Fuhrunternehmer, ein anderes Mal trugen wir Bücher oder Lesemappen aus. Wir holten Holz und Tannenzapfen für das ganze Jahr aus dem Wald oder wir gingen in die Beeren. Und dann war

da ja das Gärtle beim Haus und der Kartoffelacker am Waldrand. Und für Garten und Äckerle gingen wir in die Roßbollen. Oh, wir kannten die Straßen genau, in denen es etwas gab, und wir hätten dem Heidenheimer Hochbauamt, wenn es damals ein solches schon gegeben hätte, genauen Aufschluß geben können über das Ausmaß des Verkehrs mit Pferdefuhrwerken in den einzelnen Straßen.

An einem Abend war nun die Mutter nicht mit mir zufrieden. Das kränkte mich und ich beschloß, Buch über meine Arbeit zu führen. Und so legte ich mir

jenes Arbeitsbuch an. Und das lag nun an besagtem Geburtstag vor mir auf dem Tisch, nach über fünfundzwanzig Jahren. Die Dote hatte es aufgehoben und in ihren Kasten zwischen ihre schön gefalteten schwarzen Sonntagsschürzen gelegt. Ich schlug es auf und las den ersten Eintrag: Heute drei Karren Roßbollen geholt. Dies ist nachweisbar der erste Niederschlag meiner literarischen Tätigkeit gewesen. So braucht es niemand zu wundern, wenn ich den nüchternen Dingen dieser Welt in meinen Büchern verhaftet geblieben bin bis auf den heutigen Tag.

Horizont

Riesenberge sah ich steigen
Keck dem Himmel zu,
Um ihr Haupt den Wolkenreigen,
Leuchtend Firn und Fluh,
Aber all ihr mächtig Scheinen,
Ätherhell besonnt,
Gab ich gerne um den einen,
Um den großen, stillen, reinen
Meereshorizont.

Meiner Heimat Hügel neigen
Sich ins Dämmerlicht,
Ihre schlchten Linien steigen
In die Wolken nicht.
Doch dahinter steht ein Scheinen,
Abendlich durchsonnt,
Und ich ahne fern den einen,
Unermeßlich großen, reinen
Weltenhorizont.

Carl Weitbrecht

Johann Georg Bergmüllers Entwürfe zu den Malereien am Landschaftsgebäude in Stuttgart

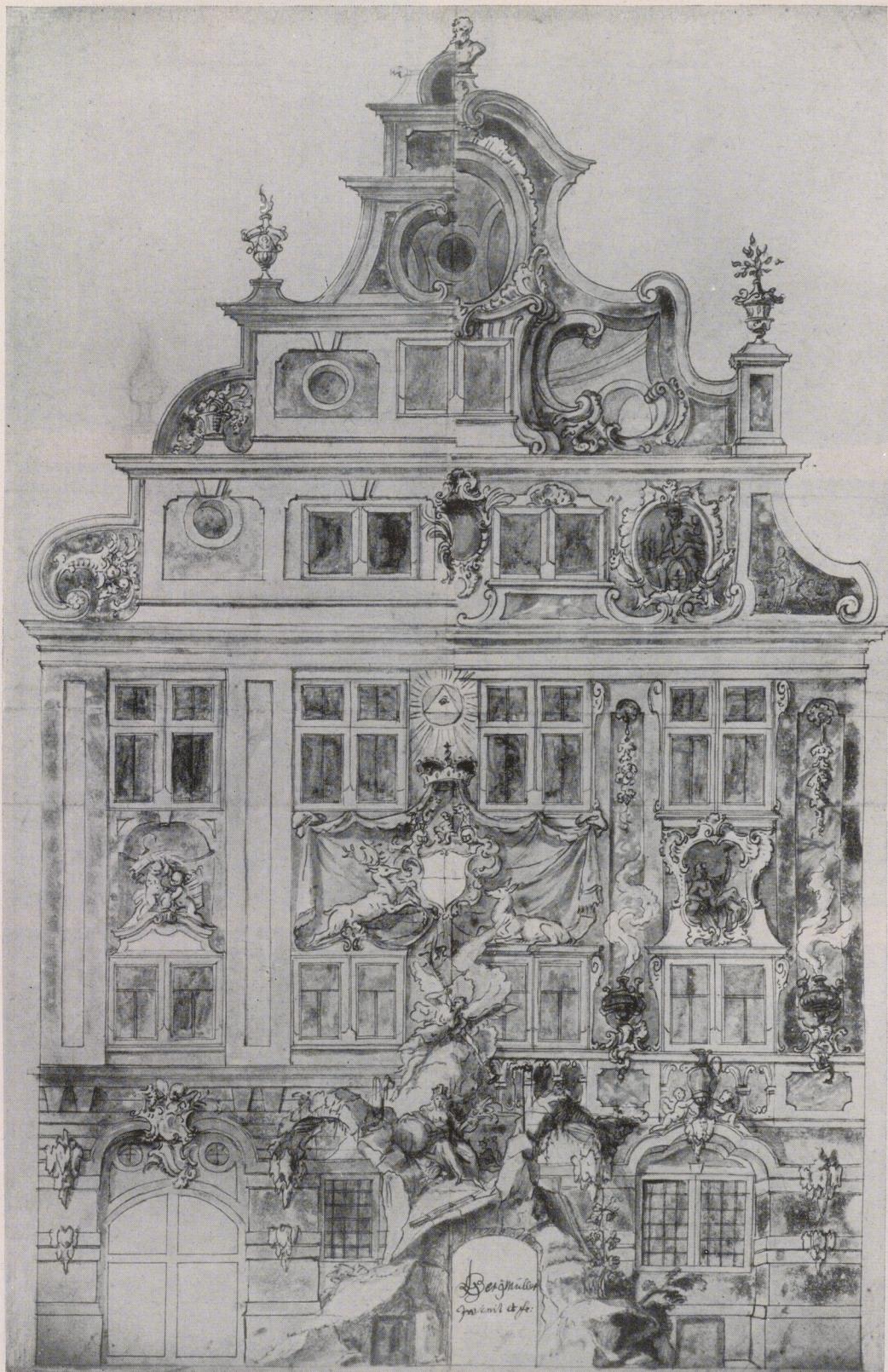
Von Georg Himmelheber

Das alte Landschaftsgebäude in Stuttgart, Ecke Kronprinzen- und Kienestraße, war bis zu seiner Zerstörung im zweiten Weltkrieg eines der letzten Zeugnisse der in ganz Süddeutschland einst viel geübten Kunst der dekorativen Fassadenmalerei. Seit der Renaissance war dieser Zweig der bildenden Kunst – zunächst unter italienischem Einfluß – weit verbreitet. Zumeist waren es öffentliche Gebäude, aber auch Bürgerhäuser, die vollständig mit Malerei überzogen wurden. Die größten Meister nahmen sich dieser Kunst an: Hans Holbein d. J., Niclas Manuel Deutsch, Tobias Stimmer, Hans Burgkmair d. Ä., Christoph Amberger, Johann Rottenhammer, Georg Pencz und viele andere.

Eine neue Blüte erlebt die Fassadenmalerei im 18. Jahrhundert. Damals hat sich besonders Augsburg unter allen deutschen Städten hervorgetan. Nahezu

allen Gebäuden von einiger Bedeutung wurden großartige Palastfassaden aufgemalt, mit mächtigen Kossätorndnungen, reichen Fensterumrahmungen und prächtigen Portalen. Meist zwischen den Fenstern blieb dann Platz für figürliche Darstellungen, Allegorien der griechischen Mythologie, religiöse Szenen, Verbildlichungen der Jahreszeiten, der fünf Sinne oder ähnliches¹.

Besonders ein Meister ist es, der diese Kunst in Augsburg zu höchster Blüte geführt und eine große Schule und Nachfolge gefunden hat: Johann Georg Bergmüller. 1688 in Türkheim (Bayern) geboren, kam er 1712 nach Augsburg und wurde 1713 dort Meister. Er hatte bald so großes Ansehen gewonnen, daß er 1730 zum Direktor der Stadt-Akademie berufen wurde². Eine große Zahl von Decken- und Fassadenmalereien ist für ihn bezeugt – nicht nur in Augs-



1. J. G. Bergmüller, Entwurf zur Fassade des Landschaftsgebäudes
Staatl. graphische Sammlung München



2. J. G. Bergmüller, Chronos, Kybele, Zeus, Hera, Demeter, Poseidon
Staatsgalerie, Stuttgart



3. J. G. Bergmüller, Hephaistos, Aphrodite, Artemis, Apollon, Ares, Hermes
Staatsgalerie, Stuttgart

burg. Sein Ruhm reichte bis in die württembergische Hauptstadt, wohin er im Jahre 1745 zur Ausgestaltung der Fassaden des Landschaftsgebäudes berufen wurde³.

In den Landschaftseinnehmerei-Rechnungen des Jahres 1744/45 im Hauptstaatsarchiv Stuttgart findet sich folgender Eintrag:

„Nachdem unseres gnädigsten Fürsten und Herrn Hochfürstl. Durchlt. bey Antritt dero Gott gebe! langwährigen gesegneten Hochfürstl. Regierung Gnädigst geäußert, wie Höchst denenselben zu Gnädigstem Wohlgefallen gereichen würde, wann anstatt der zu unteränigsten Ehren vorgehabten Illumination, die an denen Straßen gelegene Häußer zur Zierde der Statt verbendet und illuminirt werden möchten. So wurde daraufhin von Löbl. Engerem Ausschuß Collegio resolvirt, die beede Landschaffthäuser, worinnen die Einnehmer wohnen, auch verblenden und illuminiren zu lassen, heuer aber wegen des steinern Hauses ein Accord getroffen worden, welcher seines wörtlichen Inhalts lautet wie folgt:

Demnach zwischen Einer Hochlöbl. Landschaft in Württemberg, und in dero Nahmen dem Landschaftl. Accis Schreiber Eberhard Christoph Dreckinger eines: und Hn. Johann Georg Wolckern Al Fresco- und Historien-Mahler von Augspurg anderen theils, folgender Accord wissent- und wohlbedächtl. getroffen worden.

1. Es verspricht nemlich Hr. Wolcker, das Steinerne Landschafft-Hauß nach dem übergebenen Riß, und zwar nach der darinnen praesentirten besten Seite, auf allen 4 Seiten nebst dem kleinen Anbau Fresco zu mahlen, auch alle Türen, Fenster-Läden und Fenster-Rahmen mit Olfarb anzustreichen.

2. Alle Farben, Oel, Pinsel und was sonst zur Mahlerey gehörig auf seine Kosten anzuschaffen.

3. Die Raiß-Kösten hin und her für Sich und seine bey sich habende Leuthe auß seinem aigenen Beuttel zu bestreiten.

4. Hat Er, so lang Er hier seyn wird, nebst seinen Leuthen auf seine Kösten sich zu verpflegen auch sein Quartier selbsten zu bezahlen.

5. Verspricht Er, gleich zu Anfang des nächstkommen Monaths May damit den Anfang zu machen, und das gantze Gebäu längstens in 3 Monath fertigzustellen.

Dahingegen solle Ihme nicht nur

6. Das Gerüst auf Landschaftl. Kosten aufgerichtet: auch alles was von Steinhauer, Maurer und Zimmerleuthen gemacht werden muß, diesen Handwerks Leuthen, ohne Ihme deßwegen etwas abzurechnen,

aus der Landschaftl. Cassa bezalt werden, sondern es promittirt auch Eine Hochlöbl. Landschafft Ihme Herrn Wolcker für seine oben beschriebene Arbeit: Ein Tausend Gulden.

So geschehen den 8. Febr. 1745

Johann Georg Wolcker Johann Georg Bergmüller
Fresco- und Historienmaler in Augsburg.“

Nach dem Wortlaut des Vertrags hat Johann Georg Wolcker, ein Schüler Bergmüllers, der seit 1728 Meister in Augsburg war⁴, die Malereien am Landschaftsgebäude ausgeführt. Neben Wolcker hat den Vertrag aber auch der im Text selber nicht genannte Johann Georg Bergmüller unterzeichnet. Die Vermutung liegt nahe, daß von dem berühmteren und bedeutenderen Meister die Entwürfe zur Gestaltung der Fassade stammen.

1949 konnte Direktor Dr. P. Halm für die Staatliche Graphische Sammlung in München eine Zeichnung von der Hand Bergmüllers erwerben, die von ihm als Entwurfsskizze mit zwei verschiedenen Vorschlägen zur Gestaltung der Fassade des Landschaftsgebäudes erkannt wurde⁵ (Abb. 1). Die linke Hälfte bringt eine verhältnismäßig einfache Ausführung in Vorschlag. Der geschwungene Renaissancegiebel wird übernommen, die Fenster werden architektonisch gerahmt, schlichte Lisenen fassen die beiden Hauptgeschosse zusammen. Lediglich in kleinen gemalten Nischen zwischen den Fenstern des ersten und zweiten Obergeschoßes finden sich figürliche Malereien: zwei spielende Putten mit Ährenbündel und Weinbüttel, wohl eine Personifizierung des Herbastes.

Reicher ist der Vorschlag der rechten Seite. Um ihn auszuführen wären am Giebel bauliche Maßnahmen erforderlich gewesen; die lebhaften Schwünge nehmen keine Rücksicht auf das Vorhandene. Die Lisenen der Hauptgeschosse sind durch Blumengehänge und rauchende Urnen geziert, die Fensterrahmungen schwingen in Voluten aus, zwischen den Fenstern der Hauptgeschosse und neben denen des Giebels finden sich Kartuschen mit reichen Rocaillell. Gleich ist in beiden Entwürfen das große, gekrönte Wappen, sowie – weitgehend – das Erdgeschoß, das eine gleichmäßige Rustizierung und ein überreiches, von gewachsenem Fels gerahmtes Portal erhält⁶.

Zur Ausführung gelangte der rechte Entwurf – nach dem Vertrag die „beste Seite“ des übergebenen Risses – allerdings in vereinfachter Form. Der Volutengiebel wurde unverändert belassen, die allzubewegte Portalumrahmung wurde durch ein gebautes Säulenportal ersetzt, das Erdgeschoß wurde insgesamt sehr viel ruhiger gestaltet⁷.

Die Fassade hat dadurch viel von der schwungvollen

Frische des Entwurfs eingebüßt. Der organisch wuchernde, bewachsene Fels, von dessen Spitze sich ein fliegender Genius vor lebhaft bewegtem Gewölk zu dem weit ausgebreiteten, aufgehängten Tuch unter der Krone des Wappens erhebt, verleiht der Fassade auf der Skizze eine eindrucksvolle Bewegtheit, gekrönt von dem reich geschwungenen und mit Rocailles besetzten Giebel. Gefaßt und hinterfangen wird diese schwungvolle Komposition durch die strenge architektonische Gliederung. Das Erdgeschoß mit seiner waagrechten Rustizierung, der Brüstungsfries des ersten Obergeschosses, die beiden Gesimse des Giebels wie die Pilasterordnung der beiden Hauptgeschosse sind für das Bauwerk ein sicherndes Rahmengerüst.

Mit wenigen flotten und sicher gesetzten Strichen ist in der Kartusche des Giebels Dionysos, auf einem Faß reitend, in der des Hauptgeschosses Poseidon ange deutet. Die gleiche Figur begegnet wieder auf einem von zwölf Blättern, die in der Graphischen Sammlung der Stuttgarter Staatsgalerie aufbewahrt werden (Abb. 2 und 3). Es handelt sich um annähernd gleich große, etwa quadratische Blätter mit grau lavierten Federzeichnungen antiker Gottheiten⁸. Eine auf allen Blättern gleiche, geschwungene Rahmung – die genau der Kartusche des Gesamtentwurfs entspricht – umgibt jeweils eine lebhaft bewegte Götterfigur mit ihren Attributen.

Kronos, die Sense unter dem Arm, mit ausgebreiteten Flügeln verschlingt eines seiner Kinder; Kybele mit Füllhorn und Mauerkrone sitzt auf einem Löwen; Zeus schwingt mit der Rechten die Blitze, die Linke hat er um den Adler gelegt; Hera, seine Gemahlin, hält den Pfau; Demeter, ihre Schwester, hält als Göttin des Ackerbaus ein Ährenbündel im Arm, in der Rechten die Sichel; Poseidon, wie Zeus, Hera und Demeter ein Kind des Kronos, ruht auf einem Felsen, stützt sich auf einen auslaufenden Krug und hält in der Linken den Dreizack; Hephaistos hockt in seiner Schmiede vor einem Ambos; Aphrodite, seine Gemahlin, sitzt mit Eros auf einem Thron; Artemis mit Bogen und Köcher hält in einer Waldlandschaft Zwiesprache mit ihrem Windspiel; ihr Zwillingsbruder Apollon spielt auf der Leier; Ares steht in voller Rüstung mit gezücktem Schwert vor einer Zeltgruppe; Hermes mit geflügeltem Helm, dem Caduceus und einem Brief, schwebt eilig durch die Lüfte.

Obwohl die Blätter nicht signiert sind, stammen auch sie zweifellos von Bergmüllers Hand (und nicht von Wolcker). Ein Vergleich etwa des Felsgemäuers bei Kybele mit den seitlichen Bogen des Portalfelsens

zeigt auf beiden Blättern die gleichen, etwas fahrigsten und doch sicher gesetzten zackigen Striche, die Risse oder Fugen im Gestein andeuten. Der rechts unten auf dem Fels wachsende kleine Baum entspricht in seiner Blattbildung genau dem im Hintergrund der Artemis-Kartusche. Die Modellierung der Körper, die fast ausschließlich durch die Lavierung geschieht, nur durch kleine Häckchen unterstrichen, begegnet auf den Stuttgarter Blättern ebenso wie auf dem Münchener (etwa bei den Wappentieren). Die beiden Putten, links auf dem Münchener Entwurf, sind dem kleinen Eros nahe verwandt. Alle drei haben die gleichen Kugelbüche mit dem dreieckigen Nabel, die selben dicklichen kurzen Arme und die Schattierung der Augenhöhle durch einen kleinen Klecks, der auch bei den anderen Figuren immer wieder begegnet. Die Ausführung Wolckers mag – neben der erwähnten Vereinfachungen – manches vergröbert haben. Aber selbst die Malereien seiner Hand waren schon lange nicht mehr sichtbar. 1875 wurden sie vollständig erneuert. Wie kein anderer Zweig der bildenden Kunst ist die Fassadenmalerei ja einer steten Zerstörung ausgesetzt. Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren von den Fassadenmalereien Augsburgs, dessen „Straßen anzuschauen gewesen seien, wie ein großes Bilderbuch“⁹, nur noch spärliche Reste erhalten. Einen der letzten, wenigstens in der Konzeption erhaltenen Zeugen, das Stuttgarter Landschaftsgebäude, hat der vergangene Krieg ausgelöscht.

¹ Vgl. Margarete Baur-Heinhold, Süddeutsche Fassadenmalerei vom Mittelalter bis zur Gegenwart, 1952. – Hans Tintelnot, Die barocke Freskomalerei in Deutschland, 1951. – ² Adolf Buff, Augsburger Fassadenmalerei, Zeitschrift für bildende Kunst, 21/1886, S. 107. – Thieme-Becker, Bd. 3, 1904. – Tintelnot, a. a. O. S. 106. – ³ Vgl. A. E. Adam, Das alte Ständehaus, Schwäbische Kronik, Beilage zum Schwäbischen Merkur, Nr. 326, 17. 7. 1906, S. 5 und Nr. 330, 19. 7. 1906, S. 6. – ⁴ Thieme-Becker, Bd. 36, 1947 (Lieb). – ⁵ Inv. Nr. 1949: 45; 60,5 x 38,5 cm; unten in der Mitte signiert und datiert: „J. G. Bergmüller Invenit et fe: Ano 1745“. Für die bereitwillig erteilte Genehmigung, die Zeichnung hier erstmals veröffentlichten zu dürfen, sei Herrn Dir. Dr. Halm aufs herzlichste gedankt. – ⁶ Man wird dabei unmittelbar an das etwa zehn Jahre früher entstandene Münchener Asamhaus erinnert; vgl. Gerhard Woekel, Die Ikonographie des Fassadenschmuckes am Münchener Asamhaus, Schöne Heimat, hrsg. vom Bayer. Landesverb. f. Heimatpflege 41/1952, S. 38 ff., besonders Anm. 2. – ⁷ Vgl. Hans Hildebrandt, Stuttgart, 1933, S. 51. – Gustav Wais, Alt-Stuttgarts Bauten im Bild. Stuttgart 1956, S. 204 und 503. – ⁸ Inv. Nr. 584, 1–12; 13,8 x 13,3 cm. – Erwähnt in Thieme-Becker Bd. 3, 1904; Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Hrsg. vom Württ. Geschichts- und Altertumsverein, 1907, Bd. I, S. 680, Abb. der Artemis auf S. 681. – ⁹ W. H. Riehl, Culturstudien aus drei Jahrhunderten, 1859, S. 291.



Bauern mit Beetpflug im Welzheimer Wald (um 1910)

Von alten Pflügen

insonderheit altdeutschen, altschwäbischen und alemannischen

Von Max Lohß

Mit 12 Aufnahmen und 2 Sprachkarten vom Verfasser

Daß der Pflug ein uraltes Gerät ist, erfahren wir schon aus dem Alten Testament. Wie lebendig ist die Schilderung in 1. Könige 19, 19: „Und Elia ging von dannen und fand Elisa, daß er pflügte mit zwölf Jochen vor sich hin; und er selbst war bei dem zwölfsten Rinderjoch.“ In Sam. 13, 20 ist bereits von der eisernen Pflugschar die Rede. Mußte Krieg geführt werden, so hieß es: „Machet Schwerter aus euren Pflugscharen“ (Joel 4, 10); umgekehrt machte man die Schwerter wieder zu Pflugscharen, wenn der Friede einkehrte (Jes. 2, 4; Mich. 4, 3). Das Eisen war also knapp, aber die eiserne Pflugschar am damaligen Pflug in Palästina ist bezeugte Tatsache.

Seine Form war wohl schon wie noch heute; im Calwer Bibellexikon finden wir unter „Ackerbau“ eine vortreffliche Abbildung des heutigen palästinischen Pfluges, der ganz gleich gebaut ist wie der syrische primitive Krümelpflug (s. E. Werth, „Grabstock und Pflug“ S. 181).

Infolge seiner hohen kulturgeschichtlichen Bedeutung ist der Pflug mit Fug und Recht ein wichtiger Gegenstand eingehender wissenschaftlicher Forschung geworden. Ältere Schriften sind die von K. Göriz: Beiträge zur Kenntnis der württ. Landwirtschaft (1841); K. H. Rau: Geschichte des Pfluges (mit Holzschnitten, 1845). Besonders wichtig für vorgeschichtliche

Funde von Pfluggeräten ist Dänemark, da sich dort allein 17 von 38 Fundorten im Norden befinden. Es war also wohl begründet für die internationale Konferenz zur Erforschung der Pfluggeräte im Juni 1954 gerade Kopenhagen zu wählen (vgl. Schwäb. Heimat Heft 5, 1954, S. 235). Die wichtigen Bücher der dänischen Forscher A. Steensberg (Nordwesteuropäische Pflugtypen der vorgeschichtlichen Zeit und des Mittelalters, 1936/37) und P. V. Glob (Ard und Pflug in nordischer Vorzeit, 1951) lagen damals schon vor. Ebenso die vortrefflichen Veröffentlichungen von B. R. Bratanic* über kroatische Pfluggeräte. Als Standardwerk über die Geschichte der Pfluggeräte gilt P. Leser: Entstehung und Verbreitung des Pfluges (1931).

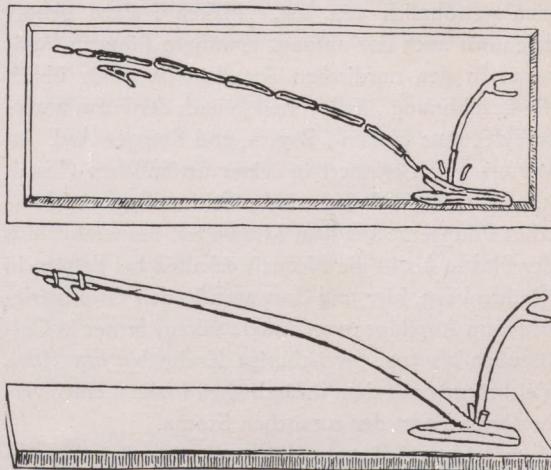
In Erinnerung an die im Jahre 1934 in Berlin veranstaltete Ausstellung „Vom Grabstock zum Pflug“ hat unter diesem Titel der greise E. Werth 1954 sein inhalts schweres und für uns öfters richtunggebendes Buch veröffentlicht. Einige Grundgedanken daraus: „Die altweltlichen Hochkulturen oder der Pflugbau-Kulturkreis bilden eben das, was man üblicherweise als Indogermanentum bezeichnet. Man hat neuerdings erkannt, daß die Pflugbaukultur und der ihr eigene Getreidebau von Asien längs der Küste des Mittelmeers oder auch über die Donaustraße nach Europa gelangt ist, und daß das Ausgangs- und Entstehungsgebiet des Pflugbaues in Mittelasien, Afghanistan und Nordwestindien zu suchen ist.“ Für Mesopotamien kann der Pflug bereits für das 3. Jahrtausend v. Chr. belegt werden. Auch für Ägypten lässt sich der Pflugbau mit allen Zutaten schon bis in früheste Zeit zurückverfolgen, so auf einem altägyptischen Relief bis ins 4. Jahrtausend v. Chr., also bis tief ins Neolithikum. Die allmähliche Wandlung und Verbesserung des Pfluges zeigen uns alttümliche Darstellungen aller Art auf Steindenkmälern, Wandgemälden, altgriechischen Tonvasen und Schalen, Münzen u. dgl.; diese werden weiter verlebendigt durch Schilderungen in der Bibel und bei alten Schriftstellern wie Homer, Xenophon, Plinius u. a.

Im nahen und fernen Orient waren bis in die Gegenwart noch ganz alte und zum Teil recht primitive Pfluggeräte im Gebrauch. Grabstockpflüge u. a. im Libanon (Werth Abb. 89), in Südmesopotamien und früher in Japan. Weit verbreitet ist noch der sog. „Krümelpflug“, er wird benannt nach seinem im hinteren Teil mehr oder weniger plötzlich abwärts gebogenen und in die Sohle einlaufenden Pflugbaum; bei seiner Grundform sind Sohle und Pflugbaum aus

* vgl. ders. Verf. in Extrait de Laos II, 1952 (Uppsala 1953) mit wichtigen Literatur-Angaben S. 59/61.

einem Stück (Werth S. 188, Fußn. 1). Diese Pflugart ist nach Verbreitung wie Geschichte die bestbekannte Pflugform der Welt, bekannt durch alle Zeitalter von der Jungsteinzeit bis in die spätgeschichtliche und Jetzzeit. Hauptsächliches Verbreitungsgebiet um das Mittelmeer: Spanien, Italien (vgl. Florenz; 1. am Glockenturm des Giotto, die Plastik von Andrea Pisano, gest. 1349: Landmann am Hakenpflug mit Rindern im Doppel-Nackenjoch; ebenso 2. gegenüber an der goldenen Pforte des Baptisteriums: Kain als Pflüger von L. Ghiberti 1378–1454; s. S. Orient-Florenz, S. 23 und 33), Südalpen, Syrien, Mesopotamien, Nordafrika; in Griechenland bekannt geworden als Triptolemos-Pflug von den attischen Vasenmalereien des klassischen Altertums bis in die Gegenwart in Teilen von Frankreich und England, nach Skandinavien hinüberreichend.

Hierher gehören auch die bekannten Pflüge aus Nordwestdeutschland, vorab der überaus wichtige Krümelpflug von Walle (Krs. Aurich in Ostfriesland), heute im Landesmuseum in Hannover (Abb. 2). Er wurde 1927 beim Torfstechen in Teilstücken gefunden im Tannenhäuser Moor. Er wird von den einen in die jüngere Steinzeit (um 3500 v. Chr.), von anderen in die frühe Bronzezeit (um 1700 v. Chr.) eingereiht; es handelt sich jedenfalls um ein uraltes Pfluggerät. Sohle und Schar sind gefertigt aus einem Stück eines Eichenholzastes; aus diesem ragt der gekrümmte, rund 3 m lange Seitenast nach links heraus als Pflugbaum (Krümel); an dessen Ende war ein kleiner Haken befestigt zum Einhängen des Jochs. Eine etwa 80 cm hohe, nach rechts gekrümmte Stelze, gleichfalls Eiche, ist hinter dem Pflugbaum mittels zweier Keile in das Sohlestück eingelassen.



1. Pflug von Walle
oben: Originale Fundstücke; unten: Wiederherstellung



2. Pieter Brueghel (1525–69), Pflügender Bauer

Ganz ähnlich und auch aus Eichenholz gearbeitet ist der Pflug von Papau (bei Thorn): „auf einer Wiese beim Ausfahren torfartigen Moders in einer Tiefe von $3\frac{1}{2}$ Fuß“ (= 1,10 m) gefunden, also in einem Wiesenmoor (Flachmoor). Dieser Pflug (jetzt im städt. Museum in Thorn) gehört vermutlich in das Neolithikum, ist aber jedenfalls prähistorisch. Ein Zwischenglied zwischen dem Pflug von Walle und dem bis zur Gegenwart noch im Gebrauch gebliebenen „Mecklenburger Haken“ stellt wohl der Pflug von Dabergotz dar (im Ziethenmuseum in Neuruppin, Prov. Brandenburg). Zusätzlich zu den beiden vorgenannten Krümelpflügen hat dieser eine ruderförmige Schar; deren Stiel steckt in einer Durchbohrung des Krümelns; ihr sich nach vorn verschmälerndes Blatt ist vor dem vorderen Sohlenende angebracht (Abb. dieser drei Pflüge bei Werth, S. 180).

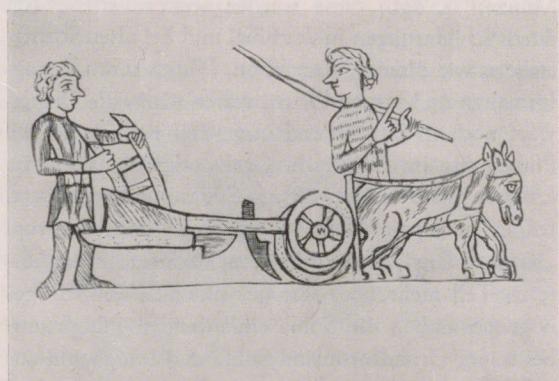
Ein eigentlicher „Pflug“ ist ein Ackergerät mit Streichbrett (schwäb. „Riester“); fehlt ein solches, so spricht man gewöhnlich von sog. „Haken“; dazu gehört eigentlich auch der anfangs erwähnte Pflug in Palästina. In den nordischen Sprachen ist dafür üblich die Bezeichnung „Ard“, und je nach der Form unterscheidet man Haken-, Bogen- und Stangen-Ard. An letztere Form erinnert in seiner urtümlichen Gestalt u. a. auch der Schwarzwälder Stichelpflug, ein deutsches Pfluggerät aus dem Mittelalter. Ferner hat sich der Haken bis in die Neuzeit erhalten bei Bauern in Mecklenburg, hier und dort auch in den Großbetrieben zum Anpflügen von Ackerstücken; ferner in Ostpreußen als sog. zweischarige Zache bis um 1930, gleichförmig mit dem livländischen Haken, einer verbesserten Form der russischen Ssocha.

Zum leichteren Verständnis nachfolgender Ausführungen seien einige Erklärungen vorausgeschickt. Ein vierseitiger (oder vierkantiger) Pflug ist erkennbar

an a) zwei waagrechten Seiten: oben der Pflugbaum (Grindel), unten die Sohle, und b) zwei Schrägsichten: die sog. Griessäule und die eine Sterze (bzw. der Pflugstock); s. Abb. 6 und 7.

In einem Anhang seines Werkes hat P. Leser sechzehn Kernsätze herausgestellt, von denen wir einige herausgreifen:

„Bei den Germanen waren vierseitige Pflüge mit Sech und Radvorgestell bestimmt vorrömisch verbreitet. Sech und Radvorgestell sind vielleicht germanische Erfindungen, jedenfalls aber nicht mittelmeerischen und auch nicht gallischen und rätischen Ursprungs. Die germanische Landwirtschaft stammt, was ihre Geräte angeht, nicht aus Rom, sondern ist Rom gegenüber selbständig; sie stand in bezug auf die Bodenbearbeitung vor Eindringen des römischen Einflusses auf mindestens der gleichen Höhe wie die römische und ist, was ihren Gerätebesitz angeht, von der römischen kaum befruchtet worden. Sech und Radvorgestell sind Erfindungen, die die Römer in ihren Kolonialgebieten von den Germanen übernommen haben. Beachtlich aus Hauptsatz 8 ist ferner die Feststellung: Der vierseitige Pflug ist nicht jünger als der Pflug mit Krümel, sondern mindestens gleichaltrig. Krümel und vierseitiger Pflug sind also Brüder und stehen nebeneinander. Das gelegentliche Vorkommen von Sech und Radvorgestell ist überall auf germanischen Einfluß zurückzuführen. – Die Umwälzung der europäischen Landwirtschaft beginnt im 18. Jahrhundert. Der moderne Pflug mit gewölbtem Streichbrett aus Eisen ist im 18. Jahrhundert aus dem Fernen Osten (erstaunlich!) nach Europa gekommen.“ Bevor wir von diesen Leitsätzen zu unseren einheimischen Pfluggeräten übergehen, sei auf einige geschichtliche Darstellungen hingewiesen:



3. Bauern mit Pflug. Miniatur des Heidelberger Sachsen-Spiegels (13. Jahrhundert)

Abb. 2 zeigt einen pflügenden Bauern von dem niederländischen Maler Pieter Brueghel (1525–69); es ist ein Teilstück aus dem Sturz des Ikarus. In seiner handfesten Art erfaßt der Künstler den fruchtbaren Moment: der Landmann hält den Vierkantpflug an der Sterze und leitet zugleich das am Waagscheit ziehende Pferd im Kummet. Der Pflug läuft vorne mit nur einem am Ende des Grindels mittels einer Stelze befestigten kleinen Scheibenrad. Dahinter steckt das leicht schräge eiserne Pflugmesser (Sech) und dann kommt die Säule; besonders deutlich ist das schräg befestigte, hölzerne Streichbrett, das die Schar verdeckt.

Abb. 3 stellt eine auf Schülerweise gezeichnete Miniatur aus dem Heidelberger *Sachsenspiegel* (13. Jahrh.) dar. Wir erkennen darauf bereits alle wesentlichen Teile des sog. altschwäbischen Beetpflugs, den unsere alten Bauern um die Jahrhundertwende als „altdeutschen“ Pflug bezeichnet haben. Dieser verkörpert noch den mittelalterlichen Typus, wie er in seiner Rückseite auch dargestellt ist auf dem „sauber gemodelten“ Ofenstein aus Schlechtbach in den Beständen des Welzheimer Waldmuseums (Abb. 4). Er stammt aus der Schillerzeit um 1790; ein Ochsenpaar im Doppeljoch zieht den altschwäbischen „Bettlespflug“ und wird gelenkt von einem Bäuerlein mit Peitsche.

Abb. 5 (etwa vom Jahre 1910): Oben auf zwei Spaltblöcken steht der altdeutsche *Beetpflug vom Welzheimer Wald*. Er war bei uns im Mittelland weiter verbreitet. Nach Göriz war er außerdem im Gebrauch um Backnang, Murrhardt, Großaspach, im Ellwängischen und auf der Alb. Ein dem Welzheimer gleich gebautes Exemplar befindet sich heute im vergitterten Vorhof des Heimatmuseums in Göppingen. Etwas leichter, aber sonst gleichartig sind die zwei alten Beetpflüge im elsässischen Museum in Straßburg. Diese doppelhäuptigen (doppelohlgigen), sog. „altdeutschen Pflüge“ sind sehr stabil aus Eichenholz gefertigt und machen bei uns im Schwäbischen neben den späteren Holzpflügen oder gar im Vergleich mit einem anderen modernen Eisenpflug einen plumpen Eindruck. Die Länge des bis zu 12 cm dicken Pflugbaumes (Grindel) beträgt 2,45 m. Das flache, hölzerne Streichbrett (Riester) ist an der Säule und am unteren Teil der rechten Sterze befestigt und liegt vorn auf der Sohle auf; es ist unten 1,15 m lang und 0,25 m breit. Die Sterzen sind jeweils unten in eine der Kufen der Doppelsohle (0,70 m lang) eingelassen. Die Säule ist 0,55 m hoch. Der Grindel ist in der linken Sterze eingezapft.

Der altschwäbische Pflug auf Abb. 5 stammt aus Brei-



4. Pflügender Bauer am „altdeutschen“ Beetpflug.
Ofenstein von Schlechtbach, 1790

tenfirst (bei Welzheim) und gehört zu den Beständen des Welzheimer Waldmuseums. Der alte Kösbauer (1858–1934) erzählte, wie sein „Ehle“ (= Aehnele = Großvater) um 1850 noch damit gepflügt habe. Wegen seiner Schwere und seines großen Reibungswiderstandes mußten zwei Paare Rindvieh vorgespannt werden; beide Zugpaare zogen im Doppeljoch; das hintere an einem sog. „Zieter“, das vordere an einer sog. „Zaugel“, jenen heute abgängigen Ge spannen, über die wir in der „Schwäbischen Heimat“ (1957/1, 12–17) ausführlich berichtet haben. Die Führung des Pfluges erforderte einen kräftigen Mann, und auch ein solcher hatte an den Sterzen einen schweren Stand.

Ein zuverlässiger Schwarzwälder Gewährsmann berichtete dem Verfasser (Febr. 1958): „der alte Beetpflug mit Doppelsohle, in die zwei Geizen (Gaëtze) eingezapft waren, hatte einen Grendel aus Eichen- oder Eschenholz; er sei in Döggingen (südwestlich von Donaueschingen) bis ca. 1927 zum ‚Stürzen‘ (schtirtse)* vom Stoppelfeld nach der Ernte verwendet worden“.

Mit welcher Umständlichkeit früher beim Pflügen mitunter zu Werke gegangen werden mußte, erzählte um 1910 ein alter Bauer aus Glems (bei Urach): vor den damals in jener Gegend üblichen „Pfullinger Pflügen“ waren sog. „Fledermäus“ mit eisenbeschlagenem Holzriester in Verwendung. In nassen Jährgängen nun hatte man wegen des schweren, speckigen Bodens die liebe Not, gewisse Äcker der Markung mit den alten „Fledermäusen“ umzuwerfen. Drei Paare Ochsen zogen am Zug, drei Treiber waren

* Behelfsmäßige Aussprache-Bezeichn.: mit e' wird bez. der schwäb. Zwischenlaut wie in ausgrue'be' = ausruhen; in Mehrzahlformen wie Spätzle', Knöpfle'; mit a' = der ähnliche, aber lange Nasallaut in anbinden = a'bende'; Tulpe, tulipan, schwäb. duliba'.



5. oben: alter Beetpflug vom Welzheimer Wald; darunter neuerer Beetpflug (Eberhardt) mit 1. Grindel; 2. Kengel; 3. Riester (Streichbrett); 4. Scharboden; 5. Sohle; 6. Säul'; 7. Sech; 8. Pflugring; 9. Stoß; 10. Schrauf' (tulipan). Aufnahme um 1910

notwendig, von denen sich einer auf den Grindel legte, um den wenig tiefwühlenden Pflug schwerer zu machen. In Ermangelung dieses dritten Mannes wurden auch schwere Steine verwendet.

Ähnlich konnte man um 1930 noch die ganz altertümlich anmutende Pflugarbeit beobachten am Fohrenbühl ob Schramberg. Der dort gebräuchliche Wendpflug wurde gezogen von drei Paar Ochsen; am Pflug war das erste Paar im sog. „Gabelzieter“ eingespannt; davor das zweite und dritte Paar im Zieter (s. „Schwäbische Heimat“ 1957, 1, S. 12 Abb. 1). Sah man vom Hang aus zu, wie der „Zug“ mit drei Treibern bei den drei Ochsenpaaren und dem „Bur“ am Pflug, langsam und feierlich schreitend, sich auf dem Acker hin- und herbewegte, so fühlte man sich schon damals in alte Zeiten zurückversetzt.

Die früher in bergigem Gelände, also insbesondere im südwestlichen Schwarzwald gebräuchlichen *Wendpflüge* waren in der Form verschieden gestaltet. Das ursprünglich hölzerne Riester war durch Umstecken von einer Seite zur andern auswechselbar (Abb. 7); später wurde das geschmiedete, gewölbte Riester zum Ausschwingen an einer Drehachse befestigt. Die Schmiede jener Gegend waren in der Herstellung der öfters örtlich verschiedenen Wendpflüge nicht unerfahren. Heute werden aber vorwiegend ganz eiserne „Eberhardtsche“ Pflüge verwendet. Diese sind sinnvoll konstruiert mit zwei Riestern und zwei Scharen. Am ersten Furchenende „lupft‘ m‘r hoch, ‘no got e‘r von selbe‘r rum!“ Dann wendet man und pflügt in entgegengesetzter Richtung die zweite Furche usw.

Bei uns in Württemberg und Baden waren schon von alters her zwei Pflugarten im Gebrauch. In der Ebene der Beetpflug, in bergigem Gelände dagegen bevorzugt der obenannte Wendpflug (Wechselpflug). Mit dem ersten wird das Ackerfeld in zwei Hälften (Beete) umgepflügt. Im Frühling fängt man außen an und schlägt die Furchen auseinander; in der Mitte des Ackers entsteht sozusagen ein Graben. Im Herbst dagegen fängt man in der Mitte an. Es wird zusammengefahren oder -geschlagen.

In Abb. 5 ist dem altschwäbischen Beetpflug mit Holzriester absichtlich ein neuerer Pflug (Gebr. Eberhardt) unterstellt zum Vergleich. Teile 3, 5 und 6 (s. unten) werden eisern; das ebene, hölzerne Streichbrett wird zum gewundenen aus Stahl. Die oben waagrechte, symmetrische Einstekschar ist unten an die Griesäule angeschmiedet; die Doppelsohle (5) ist einer einfachen gewichen; der Grindel ist beidemal aus Holz, beim unteren Modell aber viel kürzer und leichter gebaut und an seinem hinteren Ende laufen die beiden Sterzen nun gabelförmig in der Geiz (goëz) zusammen. Der untere Grindel liegt auf in einer oben tulpenförmigen Stellschraube; deren Gewinde läuft im „Pfuhl“ (Wortformen s. unten) des Pflugkarrens. Die untere Pflugform ist auch heute noch bei uns zuweilen in Gebrauch, aber überwiegend ganz eiserne Pflüge. Sie stammen großenteils aus der Fabrik Gebr. Eberhardt in Ulm und heißen entsprechend auch zumeist „Ulmer“. Die aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der Firma im Jahre 1954 herausgegebene Festschrift zeigt die großartige Entwicklung des Be-

6. Dieselben Beetpflüge von der andern Seite; nb.! unten Nr. 8 „Pflugring“. Weitere Bezeichnungen bei Abb. 5.
Aufnahme um 1910



triebes auf von der Werkstatt der Brüder Wilhelm und Albert zur heutigen Weltfirma an Hand von prächtigen Bildern und einem feinsinnigen, dichterisch beschwingten Text von Karl Götz.

Aber schon seit Anfang des letzten Jahrhunderts kommt unserem Land in der Entwicklung der Pfluggeräte eine besondere Bedeutung zu*. Schwerz, der erste Direktor von Hohenheim, wendete (wie die Engländer und Amerikaner) sein Interesse den Ackergeräten von Brabant und Flandern zu. Geleitet von dem Bestreben, den altdeutschen Landpflug wie den seicht pflügenden und zerbrechlichen Filderpflug durch einen besser arbeitenden Pflug zu ersetzen, wandte sich Schwerz zunächst nach Brabant. Der Brabanter Pflug war 1818–1825 in Hohenheim in Gebrauch und wurde von da aus auch im Lande verbreitet, weshalb man noch jetzt in Württemberg diesen Pflug als „Brabanter“ bezeichnen hört.

Der wichtigste Schritt zur Verbesserung der Pflüge in Württemberg und in Süddeutschland geschah jedoch mit der Einführung des weit vorzüglicheren Flandrischen Pfluges (von Wijngene in Flandern) durch zwei Ackerbauschüler von Hohenheim, Hintz und Feihl im Jahre 1842. Der Flandrische Pflug musste sich aber einige Änderungen gefallen lassen. Er wurde von einem Linkswender in einen Rechtswender umgewandelt; dann wollte man statt der

einen Sterze zwei Handhaben zur Führung des Pfluges und statt des Stiefels ein Vorgestell, den Pflugkarren, alles Dinge, an die der schwäbische Bauer nun einmal gewohnt war und die er nicht missen mochte. Der nunmehr der schwäbischen Überlieferung angepaßte Pflug wurde zeitweise besonders in Suppingen auf der Alb hergestellt, was ihm auch seinen Namen „Suppinger“ eintrug. Nach Göriz wäre noch anzuführen (S. 67/68): „Bei der anerkannten Wichtigkeit der Ackergeräte für den landwirtschaftlichen Betrieb ist der Hohenheimer Anstalt die Verpflichtung zugewiesen worden, eine großartige Werkstätte einzurichten und zu führen, aus der alle auf die neueren Fortschritte sich stützenden Geräte in vollkommen guter Anfertigung und um billige Preise zu beziehen sind . . . Bis zum Ende des Jahres 1840 sind aus der Hohenheimer Fabrik 160 Brabanter Pflüge und 1996 Flandrische Pflüge hervorgegangen.“

Bedeutsam ist die in Fachkreisen geschätzte Pflugmodellsammlung (vgl. den Druck darüber von Direktor Dr. Rau, Hohenheim, vom Jahre 1881). Diese Pflugmodelle aus vielen Teilen der Welt werden neben einigen wichtigen Originalpflügen aus der Hohenheimer Sammlung von Prof. Dr. G. Franz u. a. zu einer allgemein zugänglichen Schau zusammengestellt werden anlässlich des großen Wettbewerbs um die Weltmeisterschaft im Pflügen vom 2.–4. Oktober d. Js. in Stuttgart-Hohenheim.

Im oberen Wiesetal (bei Schönau in Baden) wird der schwere Mistwagen heute noch mit dem neuerdings wieder erlaubten Doppeljoch den Hang hinaufge-

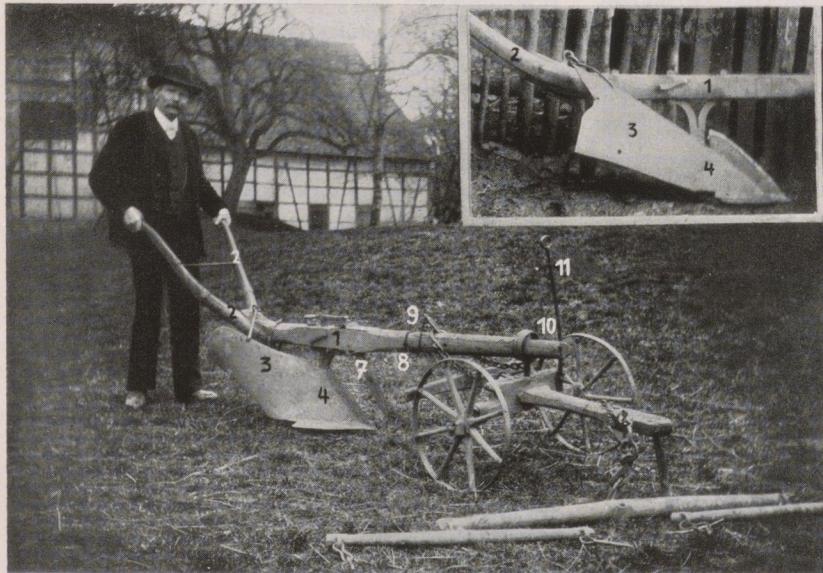
* Für die folgenden Ausführungen vgl. M. Lohß, Beiträge aus dem landwirtschaftlichen Wortschatz Württembergs, Wörter und Sachen, Beiheft 2, 1913, Kap. Pflug S. 45–73.



7. Alter Wechselpflug (Filzplflug) mit Pflugkarren aus Waldhausen b. Tübingen. (Riester und Sech fehlen.) Aufnahme um 1910.
1. Grendel; 2. Geiz (go'e'ts) mit 2 Geize'kengel; 4. Pflugeisen od. Schar(s.); 5. Sohl'; 6. Säule (Saul); 8. Pflugring; 9. Stoß. Der Pflugkarren vorne mit dem „Schälbrittle“ (10); in einem daran befindl. Haken ist die Schlusßkette von einem „Zieter“ (11) mit deren „Latz“ eingehängt. Der „Zieter“ (stark verkürzt) war Zugstange beim früh. „Doppeljoch“.



8. Der „alte Wender“ in Tieringen b. Balingen.
1. Grendel; 2. Geiz (goats); die einzelne Handhabe: Goatse'klenge'(r)l; 3. Riester mit Handgriff z. Wenden; 4. Schaufel; 6. Säul' (Saul). Aufnahme um 1910.



9. Wendepflug mit Pfluggestell aus Waldhausen bei Tübingen.
1. Grendel; 2. Go'ez; 3. Riester; 4. Pflue'geise (oder d'Schar); 7. das Sech; 8. Grendelkette'm mit 9. Stecker; 10. Pflugschrauf' mit Ring. Vom Achsenstock des Pflugkarrens r. aufragend der eiserne „Leitstekken“ mit Öse für das Leitseil; dafür im Fränk.: Mähner. Oben r.: Teilansicht eines Wendepflugs (sog. „Amerikaner“) aus Tieringen bei Balingen.

10. Der „Geißfuß“ (goasfue's) in Hossingen bei Balingen.

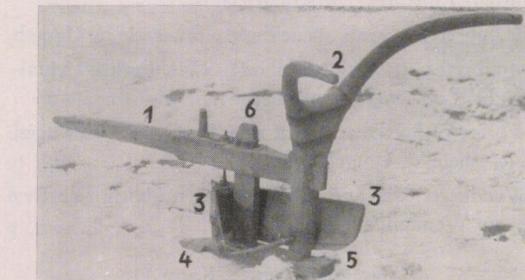
1. Grendel; 2. Geiz (goats) (w.) mit 2 goatse'klenge'(r); r. daneben steckt am Grendel das Pflugschäufele (Bleuel; bluobl); 3. Riester; daran r. unten der 4. der „Wäges“ (= Schar); 6. d. Vorsech (vo'e'säe'). Der Pflugkarren mit dem Pfuhl (Pfulbe') als Unterlage des Grendels; vorne das „Schälbrittle“ mit dem „Kehrnagel“ (ka'e'r-). Um 1910.



gezogen, notfalls mit drei oder gar vier Paaren. Der Wendepflug dagegen je nach Bedarf ebenso von zwei oder vier „Stück Vieh“, nämlich von zwee Stiere' und two Küh'. Im Südschwarzwald ist ferner noch beachtlich: Da sich am Hang den Winter über der Ackerboden von selber herunterschafft, wird im Frühling vor dem Pflügen die unterste Furche hinaufgeführt, mitunter sogar zwei Furchen. Das wird sinnvoll so bewerkstelligt: Oberhalb am Acker ist der sog. „Seilerbock“, das sind zwei miteinander ver-

bundene Pfähle, fest untereinander eingerammt; am unteren wird als Rolle das „Fläschli-Rad“ befestigt; in dessen Rille läuft ein Seil; an seinem einen Ende hängt die Benne' (d. h. der Kastenwagen), oder ein kräftiger Stoßkarren; darein wird der Boden der unteren Furche(n) eingeladen, dann zieht ein Paar Stiere am anderen Seilende die Bodenlast hinauf. Die Furchen werden gewöhnlich den Hang hinaufgepflügt. Da wo zwei Furchen „naufg'fläschelt“ werden, pflügt man abwärts.

Abb. 11 und 12 zeigen einen einhäuptigen Holzpflug; Haupt (= Sohle) mit waagrecht liegender Einsteckschar; da er zwei in spitzem Winkel zueinanderstehende hölzerne Streichbretter hat, ist es ein Häufelpflug. Das rechte Streichbrett ist größer und unten stabiler am Sterzenschaft und an der Griessäule befestigt als das kürzere (abgebrochen!) freistehende linke. Im Gebrauch bis um die Jahrhundertwende und noch später bei uns bezeugt, auch anderwärts; so bis 1910 von Keinach bei Bayreuth; mit zwei Moltbrettern (Mohlbreet; twoë Mohlbreeda') zum Häufeln von Kartoffeln. Heute sind die zwei Riester aus Eisen (Hüpfelpflüe'gli mit two Rie'ste're aus Ise; südwestlich bei Basel). Der Häufelpflug läuft vorn entweder auf einem Rädle oder einem „Schlitten“. Weiter aus dem Schwarzwald: Im Frühjahr, beim Stecken der Kartoffeln werden Fürchlein gezogen, dann kann man die Kartoffeln einlegen aus dem Eingekörble, Häufeln anfangs Juli. Beim Herauspflügen verwendet man jetzt den „Roder“ (d. h. statt der zwei Riester zwei oder drei Gabeln) zum „Ausfahren“.



11. Einohriger Häufelpflug mit 2 Streichbrettern (Riester). Heimatmuseum Göppingen. Weitere Bezeichnungen wie in Abb. 5.



12. Derselbe Häufelpflug von der andern Seite.

*

Der Bauer, der den Acker pflügt
Ist mir ein Denkmal wohlgefügt.

(Walter Flex)

Bezeichnungen des Pflugs und seiner Einzelteile in der Mundart*

Pflug; schwäb. Pflue'g; fränk. Pflue'ch; Pflöj: Günsbach i. E.; Plug: Hirschhorn a. N.; niederdeutsch Plaoch (Hannover-Land); vgl. englisch plough. Alte, um 1910 noch übliche Bezeichnungen für ältere Pflugformen: die alten Brabanterpfüge mit einer Handhabe und mit Stiefel hießen „Trabanter“ (volksetymologisch); der flandrische Pflug hieß „Flanderer“ oder „Pflander“ und hatte eine Handhabe und einen Stiefel im Gegensatz zum „Suppinge“ (Subenger) mit zwei Handhaben „zwue'-ha'dhe'be“ oder „Kengel“ und einem Pflugkarren. Auch „Hohenheimer“ gab es.

Die Einzelteile

1. Der Pflugbaum (Grindel)

Im schwäb.-bad. Hauptgebiet allgemein: Grendel, fränk. Grindl; dagegen Pflue'gbau: S. Oswald/Kärnten; niederd. Plaoch-boom (Lüneburger Heide).

2. A. Die Führing mit 2 Handhaben als Ganzes (s. Karte 1)

- a) Geiß (go'es × goas); s. F. A., 15.
- b) Geiz (go'ets × goats) ist die verbreitetste Form der in diese Gruppe gehörigen Bezeichnungen.
- c) Geizk (go'ezk); östlich Urach bis Ulm.
- d) Goeks (go'eks); um Urach, Münsingen, Biberach. – Zu den seltsamen Mitlauts-Umstellungen vgl. im Schwäbischen: Metzgen × Meksen; gacken × gazze'; oder die Bezeichnungen für geschnittenes Futter = 'Brühetes, in den Wortformen Brie'ts, Brie'tsk und Brie'ks.
- e) Reihen (Raie'). – In Gerlingen wurde unterschieden der Raie'-Pflug mit 2 Handhaben vom „Stelzen-Pflug“ mit nur einer. In Endersbach und Stetten i. R. hieß die Pfluggabel der Raie'; weitere Belege aus dem linken Neckarufer s. Karte 1.
- f) Reh (Räh, Rä'e'). – Belegt aus dem Fränkischen, nördlich einer Linie Crailsheim–Gerabronn–Künzelsau; auszugehen von mittelhochdeutsch/althochdeutsch Reh; nhd. Reh. Die Bezeichnungen a) und folgende wie f) wohl entstanden nach dem Aussehen der „Pflug-Hörner“, die ja auch als „Horn“ bezeichnet werden; für beide Handhaben: Dr Plugsree'rñ: Hirschhorn a. N.
- g) Vereinzelt aus Schönberg (Kinzigtal) Pflugs-lande' also wie bei der Gabeldeichsel am Wagen.

2. B. Die einzelne Handhabe (s. Karte 1)

- a) Kengel, (m.) (belegt: nördlich Sulz, Hechingen, Tübingen, Plochingen, Geislingen und südlich Vaihingen)

* Abkürzungen: m. = männlich; w. = weiblich; s. = sächlich; F. A., F. G. = H. Fishers Atlas und Geographie der schwäbischen Mundart.

gen/Enz, Löwenstein, Künzelsau, Crailsheim; auch Pflug-Geize' –.

- b) Klengel (s. Karte 1). Zusammensetzungen: Pflug-, Geiße', Geize', Goegse', Goetsge'; vgl. Glockenklangel (südschwäb.).

c) Pflug-Horn, im Südwesten auch Geizenhorn.

- d) Setze (w.) ostschwäb. (s. Karte 1). – Ferner ist bezeugt: Pfluggabel und Pflugarm. Die Handhabe bei den auch früher weniger verbreiteten einarmigen Pflügen wurde bezeichnet als Stelze, Sterzel (m.) im Fränkischen (Ohringen) zu Mittelhochd. Sterz, schriftsprachlich wohlbekannte Bezeichnung Pflugsterz; vgl. ndd. Steert (Vierlande Hamburg); Plochsteert (Hannover-Land). – Zieler (m.): Tübingen-Land u. a.

3. Das Streichbrett

Länger als es tatsächlich aus Holz war, ist die alte Bezeichnung bis heute geblieben, wenngleich bei uns nicht häufig; richtiger wäre jetzt „Streichblech“, wie es in Kärnten (St. Oswald) heißt.

- a) Streichbrett, im Schwäbischen nur vereinzelt, Strichbrett: im Südwesten bei Emmendingen und Schopfheim; nd. Striikkbett: Hannover-Land (man hat damit umgebrochen, umebrooken, aber sie haben damit nicht tief pflügen können: heve't se nich' mit da-ep plöögen könt).
- b) Riester; Rie'schter (meist s.); weitaus häufigste (zu 4/5) Bezeichnung bei uns. Im Südwesten (Rheinknie) w.: D' Rie'schde're'; früher auch noch Rie'schterbrett (u. -briit); Rihschter: Hirschhorn a. N.
- c) Wühlbett; schwäb. Wue'lbett: Biberach u. Umgeb.
- d) Moltbett; fränk. Mohlbrett; Mohlbiht; Moul-, Muhl- (vgl. engl. mould-board).
- e) Wolbett: Belege aus dem schwäb. Osten (Bopfingen, Neresheim u. Umgeb.).
- f) Wendbett; war auch noch vereinzelt üblich, selbst wo keine Wendpflüge mehr.

4. Das Pflugeisen (s. Karte 1)

Seine ursprüngliche Form und Lage ersichtlich in Abb. 5–7. Die spätere Form am Beetpflug s. Abb. 5 (unten), am Wendpflug außer Abb. 10 auch andere Formen wie in Abb. 9; Bezeichnungen in der Mundart:

- a) Schar, vorwiegend im Nordwesten, bzw. Norden. – Schaar; w. m. und s.; im Fränk. Schor; im nd. dat Scho-e'r u. a.; auszugehen von althochd. Scar, zu scēran, schneiden.
- b) Scharboden. – Im weitaus größeren Gebiet von Karte 1, nicht etwa, wie zu erwarten, die Sohle, sondern auffallenderweise das Pflugeisen (Schar), bezeichnend).
- c) Scharblatt. – Im äußersten Süden zwischen Friedrichshafen und Wangen.
- d) Pflugeisen. – Pflue'ge'ise'; im Gebiet innerhalb Leonberg, Herrenberg, Tübingen, Bernloch-Münsingen,

Ulm, Bopfingen, Geislingen, Böblingen; -ise: Schönberg/Kinzigtal; Pflöj-iise: Günsbach/E.; öfters auch Eisen (E'ise') schlechtweg oder Eisele (e'ise'le).

- e) Bezeichnungen, die auf althochdeutsch waganso, warginso (m.) zurückgehen: Karte 1 zeigt ein einheitliches Gebiet im Südwesten auf; im Allgäu schon früher daneben „Blättle“; neuerdings wird sich daneben auch „Schar“ durchsetzen. – Wages: Rottenburg u. Umgeb.; Burladingen/Hohenz. u. a.; Wage'se'r südl. Oberschwaben; Wage'se', Maulburg/Bd.; umgelautete Formen Wäges, Sulz/Land; Wäge'se' (m. u. w.) Südw. Bd.; Wägeise: Tuttlingen, Saulgau, s'Wägiise': Schwenningen, Freiburg-Land; vgl. bei Joh. P. Hebel in seinem alemannischen Gedicht: „Der Schmelzofen“ („zum Broche' brucht dr'Buur d'Wägese“). Die Entwicklung Wäges aus althochd. waganso ähnlich wie schwäbisch Säges = Sense aus althochd. segansa.
f) Pflugblatt; häufiger 's Blättle; s. Karte 1.

5. Pflugsoble (Haupt)

Der alte Beetpflug hatte 2 hölzerne Sohlen, die vorn, wo die alte Schar eingesteckt war, zusammenliefen (s. Abb. 6 oben); den hölzernen, einsohligen Pflug s. Abb. 7; die eiserne Sohle s. Abb. 6 unten.

- a) d'Sohl' oder d'Sohle', im ganzen Gebiet (auch Südw. Bd.) vorkommend. Fränk.-Hohenl. d'Suhle'; wegen o × u s. F. G. 22, S. 27.
b) Haupt (Wortformen s. Karte 2). Auch im ganzen Gebiet (abgesehen vom Nordosten). Haupt; hopt im Südwesten und Osten (Bopfingen u. Umgeb.); hapt (Flein), umgelautet ha'upt, s. Karte 2; häpt.
c) Scharboden (s. o. bei 4 b, aber sachlich unterschieden. Im Filsbogen zwischen Geislingen und Göppingen. Weniger verbreitete Bezeichnungen sind:
d) Schuh.
e) Fuß.
f) Streiche.
g) Lauf.

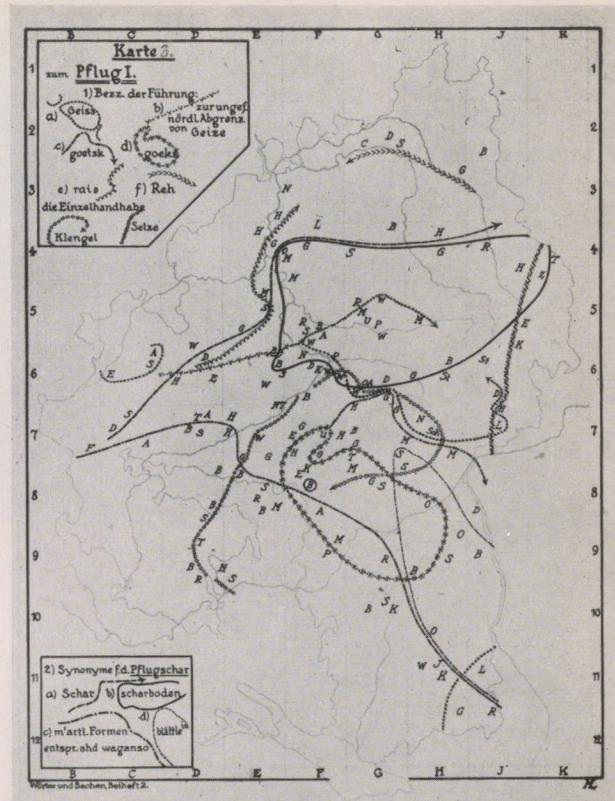
6. Griessäule

An allen hölzernen Pflügen war die Säule eine der vier Seiten (Kanten) und ein wesentlicher Bestandteil des Pflugkörpers (s. Abb. 6, 7). Beim eisernen Pflug sind Griessäule, Sohle und ein Teil der Landseite aus einem Stück, dem „Guß“, an dem auch ein Winkelansatz zur Befestigung des Streichbretts angebracht ist. Von den mundartlichen Bezeichnungen ist

- a) Guß heute die häufigste.
b) Säule, schwäb. „Saul“; auch noch vom ganzen Gebiet belegt; im südl. Oberschwaben und Südwesten Suhl.
c) Brust.
d) Kopf.

7. Das Pflugmesser (Sech)

Das Sech ist messerartig geformt, hat vorn seine Schneide und ist am Pflugbaum befestigt; es dient dazu, den von



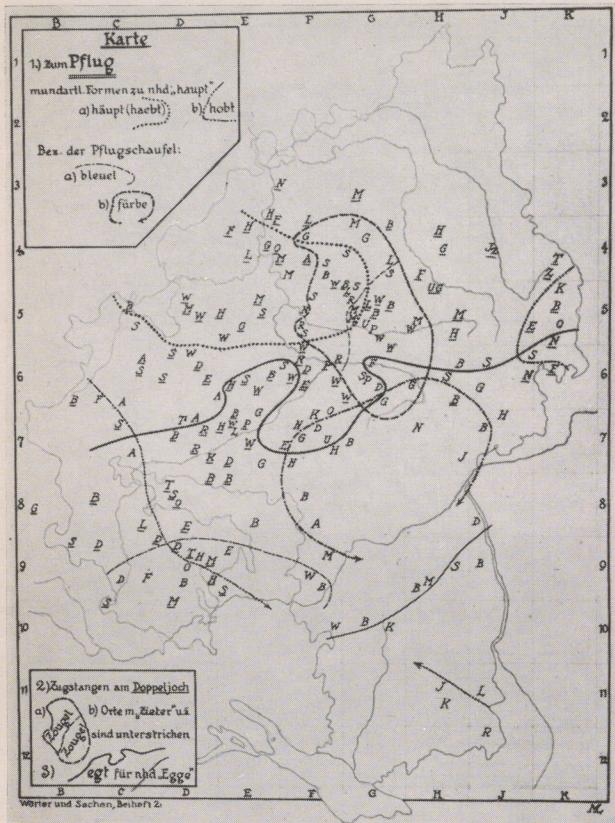
Karte 1

Schar und Streichbrett zu hebenden und umzuwendenden Erdstreifen senkrecht zu durchschneiden und aufzureißen; daher Reißmesser: St. Oswald/Kärnten. Es ist auch bei den geschichtlichen Abb. immer vorhanden. Wortformen: Säch, Sä'e'ch (w. m. und s.); im südw. Baden mit ach-Laut (wie der schweiz. Rachenlaut), zuweilen fast Sach oder Sääch lautend; d'Säg (im Osten, Neresheim u. Umgeb.); Schwund des -ch südl. Ebingen-Zwiefalten-Erstetten. Sä'e' (w. und s.); s. F. G. S. 70; F. A. 1. Vorsch, s' Vorsäach: Tieringen; südl. Ebingen 's vorsä'e'; Sech ist gleichen Stammes wie Säge, Sense, (Seges), Sachs (= Messer), urverwandt mit lat. secare = schneiden.

Zusätze zum Pflug:

I. Der Pflugkarren

Schon auf den alten Pflugbildern fehlt nicht der zweiräderige Pflugkarren oder das Pfluggestell; daher „Karrenpflüge“. Neuerdings bei den heute eisernen Pflügen öfters mit verschiedenen großen Rädern; das größere läuft in der Furche. Vielfach aber auch nur noch ein Rädchen. Die Bezeichnungen für die Einzelteile: wie am Wagen, doch entsprechend kleiner: Achsenstock, Griesbrett, Kipfblock und meist auch ein kleiner „Wetter“ (dafür Süd-



Karte 2

westbaden: zwei Hähnli). – Mitunter auf dem Achsgestell eine in der Mitte ausgerundete, hölzerne Unterlage (d'Onde'rlege, Schwenningen/Hohenzoll.; dr'Onde'rlegengl.).

Weitere besondere hölzerne Unterlagen (Abb. 7, 10):

1. *Pfulbe* (pfulbe): Blaubeuren, Balingen-Land; Südwest-Baden); *Pfulge*: Welzheimer Wald; will man den Grindel vorn höher haben, d. h. weniger tief pflügen, so heißt es: „Steck's pfilgli ruf!“ (Schönberg/unteres Kinzigtal). Dort sitzt man auf einem kleinen Kissen auf der Ofenbank oder auf der „Kunst“ auch auf dem Pfälgli. Weitere Wortformen: *Pulfle*; *Pfilwe*; *Pfilwe'le*; *Pfille*; *Pfilfle*; s. Schwäb. Wörterbuch I, 1083; lat. *pulvinus*.

2. *Sattel* und *Sättele*; Württemberg u. Südw.-Baden.

3. *Schemel*.

4. *Lotz* (w.).

Eiserne Unterlagen:

Pflugschraube; oberes Ende in verschiedenartiger Form; außer einem ringförmigen (Abb. 9, Nr. 10) ist häufig ein halb offener Aufsatz, der an Tulpenform erinnert (Abb. 5 unten), daher

1. *Tulipan* (*dulibah'*; *dule-*; *dule'*).

2. *Schraube*. – *Schraub'*; *Pflug*, *Stell*, *Sattel* u. a. Der „Bock“ mit Schruhbe“ oder zum Höher- oder Niederstecken mit „Nägeln“: Freiburg/Baden-Land; ähnlich der „Galgen“ mit Stellschraube.
3. *Docke* (Form wie 1). – *Dock'*: mittlere Alb u. öfter.
4. *Kachel* (ringförmig oder wie 1): Plochingen u. Alb.
5. *Kapsel*.
6. *Kappe* (*Kapp'*), beidemal wie 4.
7. *Gabel* (*Gabel* × *Gawel*; *Stell*, *Pflug*).
8. *Schappel* (*d.Schappl*; Dettingen-Urach), aus romanisch *schapel* = Reif, Ring.

Besonders im Fränkischen, (Nordostwürtt.), wo man früher vorwiegend mit Pferden pflügte, war seitlich am Achsgestell des Pflugkarrens ein senkrechter Leitstecken befestigt, oben mit Gabel oder Öse, durch die das Leitseil führt (s. Abb. 9, Nr. 11). Bezeichnungen: Leitstecken, -gabel, -stang'; im Fränkischen „Mähner“, vom Zeitwort *me'ine'* = 's viehe'fhire', also vom ursprünglichen Mähnbuben (Mähnbua, Titelbild u. Abb. 3), auf dessen Ersatz übertragen: *Me'ine'r*; *Mehne'r* u. a. – Zur Verbindung zwischen Pflug und Pflugkarren dient der mittels zweier Kettchen befestigte eiserne Bogen, der „*Pfluring*“ (s. Abb. 6, 7 u. 9 Nr. 8); dieser findet seinen Halt am sog. „*Stoß*“ (Schartas u. a.) (s. Abb. 5 u. 9 Nr. 9).

II. Das Pflugschäufele

dient zum Abstreifen der am Pflugkörper haftenden Erde. Am unteren Ende meist spatenartig verbreitert, zuweilen auch mit kleiner eiserner Spachtel (s. Abb. 5 unten; 10, Geißfuß); steckt in Ruhe in einer Öse am Grindel. Mundartliche Bezeichnungen: (s. Karte 2).

- a) *Pflugscheife'le*: Hauptgebiet: fränkisch *Schaifele*, im Süden -schiifele.
- b) *Akerscheife'le*.
- c) *Pflugschore*. Zugrunde liegt mittelhochd. *scor*, althochd. *scora*.
- d) *Pleuel* (m.) (s. Karte 2). – In Südw.-Württ., Wortformen: *Bluil*: Ebingen; *Bluier*: Binswangen; *Bleibel*: Tuttlingen, Schwenningen/Württ.; *Bluibl*: Schwenningen/Bad., Heinstetten, Dotternhaus; vgl. Schwäb. Wörterbuch I, 1199, *Bleuel* 3; althochd. *pluwil*, *pliuwil*; mittelhochd. *bliuwel*, was jeden Bengel oder Prügel bedeuten kann.
- e) Fürbe (w.); s. Karte 2. Wortformen: *Fürbe*: Urach, Münsingen, Blaubeuren-Land (jüngere Generation: *Akerschäufele*); *d'firb'*; *d'firm'*; *Firbegäbele*, denn zuweilen wird auch ein Stecken mit Naturgabel am Ende verwendet. Auszugehen von mittelhochd. *vürben*, *vürwen*, althochd. *furbijan* = putzen, reinigen.
- f) Reute (w.) u. a. – Im Norden *d'raide*: fränkisch *Ohringen*, Mergentheim-Land), im Süden: *Reuterstecken*; *re'ite'r-schtäge*: Biberach-Land; *Reite're*; *Pflugs*-, *Acker*-; weitere Bezeichnungen: *Abfeger*, *Abräumer* u. a.



1. Das Moor „schläft“

Die Pflanzenwelt der Flach- und Hochmoore in Oberschwaben

Von Karl Baur

Mit 9 Aufnahmen des Verfassers

Die beiden Typen von Mooren, die immer unterschieden werden müssen, sind Flachmoore und Hochmoore. Worin besteht der Unterschied? Rein äußerlich betrachtet, können wir für das württ. Allgäu sagen: Das Flachmoor ist eine einmähdige Wiese, eine „Streuwiese“, im typischen Fall meist eine Pfeifengraswiese. Es erstreckt sich mitunter über viele Kilometer. Das Hochmoor, das sich nur wenige Meter darüber erhebt, ist hingegen im Allgäu fast immer als niederes Wälzchen ausgebildet, es entwickelt sich im Endstadium zum Bergkiefernhochmoor.

Entwicklungsgeschichtlich lässt sich dies in folgender Weise deutlich machen: die vielen mehr oder weniger flachen Einsenkungen, welche die letzte Eiszeit in Oberschwaben hinterlassen hat, waren zu Wasserflächen geworden, deren Ufer einen reichen Pflanzenwuchs trugen. Diese Ufervegetation besteht vorwiegend aus Schilf, Binsen und Riedgräsern. Sie stirbt Jahr für Jahr ab und wird zunächst mit Hilfe des Luftsauerstoffs einer normalen Zersetzung unterliegen. Von den umliegenden Höhen wird mineralstoffreiches, also meist kalkhaltiges Wasser zuströmen, und es kann daher ein milder Humus, ein guter, nährstoffreicher Boden entstehen. Doch wird infolge der niederen Temperaturen, die bei den starken

Niederschlägen und einer durchschnittlichen Höhenlage von 500–700 m herrschen, eine völlige Zersetzung nicht möglich sein. Es kommt dadurch zu einer Anhäufung organischer Pflanzenreste, zu einer *Torfbildung*, dem Flachmoortorf. Durch die Vertorfung wird die Wasserfläche Jahr um Jahr eingeengt, da unter dem Einfluß der Ufervegetation die „Verlandung“ fortschreitet. Schließlich wird überhaupt keine Wasserfläche mehr sichtbar sein: an ihre Stelle ist ein Flachmoor getreten. Es ist in ihm aber so feucht, daß nur einmal im Jahr – meist im trockenen Spätherbst – gemäht werden kann.

Es ist leicht einzusehen, daß der Untergrund eines solchen Flachmoors nährstoffreich sein muß. Aber die Natur steht ja niemals still. In eben dem Maß wie regelmäßig solche Pflanzenreste in die Tiefe sinken und von der Sauerstoffzufuhr abgeschnitten werden, muß sich auch die Mikroflora ändern. Sie wird minder vielseitig werden und sich mehr und mehr auf Formen beschränken, die wir als „anaerob“ bezeichnen, die also ohne Luftsauerstoff weiterarbeiten können. Damit ändert sich auch allmählich der Säuregrad des Bodens und die Zusammensetzung der obersten Schicht, die der Torfbildung anheimfällt. Die Mineralzufuhr stockt: an Stelle der Braunmoose



2. Flachmoor mit Schwalbenwurzenzian



3. Moorstelle mit Arnica

kommen schließlich Torfmoose zur Entwicklung, der Übergang zum Hochmoor ist damit gegeben. Die Pflanzen des Hochmoors müssen dann allerdings imstande sein, fast ausschließlich von den atmosphärischen Niederschlägen zu leben.

In der Regel wird sich also das Hochmoor über einem bereits vorhandenen Flachmoor aufbauen. Das Hochmoor kann aber auch über das ehemalige Flachmoor hinauswachsen, so daß man nicht immer ohne weiteres sagen kann, wie der Untergrund beschaffen ist.

Die Pflanzenwelt der gesamten Moorgebiete kommt viel später zur Entwicklung als es bei Wald und Wiesen der Fall ist. Der Moorböden ist kalt. Noch Anfang Mai „schläft“ das Moor (Bild 1). Kaum eine Spur von Grün ist vorhanden, nur die fahlen Gräser des Vorjahrs breiten sich auf dem Boden aus.

Aber in den folgenden Monaten bringt das Flachmoor dem Pflanzenfreund eine Fülle freudiger Überraschungen. Mitte Mai blüht die Mehlprimel (*Primula farinosa*) an manchen Stellen zu Tausenden. Es ist ein entzückender Anblick, wenn die rosenroten Blüten sich geöffnet haben. Bald darauf erscheint die Trollblume (*Trollius europaeus*), der Fieberklee (*Menyanthes trifoliata*), das Sumpfläusekraut (*Pedicularis palustris*) und verschiedene Orchideen, so

vor allem das fleischfarbene Knabenkraut (*Orchis incarnatus*) und die beiden Gymnadenien (*Gymnadenia conopea* und *Gymnadenia odoratissima*). Haben wir Glück, so ist auch das Einknöllchen (*Herminium monorchis*) anzutreffen, das wir von der Schwäb. Alb her schon kennen oder im Juni sogar das Glanzkraut (*Liparis Loeselii*), das allerdings mit seinen dürftigen Blüten leicht zu übersehen ist. Inzwischen hat sich auch das Pfeifengras entwickelt, und der Spätsommer bringt eine neue Hochblüte des Flachmoors. Um diese Zeit bildet der Schwalbenwurzenzian (*Gentiana asclepiadea*) einen besonders schönen Schmuck der Streuwiesen (Abb. 2). Neben ihm finden wir häufig um dieselbe Zeit eine hohe Staude mit gelblich-weißen Blüten. Es ist der weiße Germer (*Veratrum album*), dessen Blätter eine große Ähnlichkeit haben mit den Blättern des gelben Enziens, den wir aber erst in den höheren Lagen des Gebirges antreffen würden. Bis weit in den Herbst hinein aber erfreuen uns die weißen Blütensterne des Sumpfherzblatts (*Parnassia palustris*) – auch Studentenröschen genannt – und die blauen Köpfe vom Teufelsabbiß (*Succisa pratensis*). Soweit nur eine kleine Auswahl der wichtigsten Flachmoorpflanzen. Es ist also eine bunte Fülle von Pflanzengestalten, die sich auf dem Boden des Flach-



4. Zwischenmoor mit Schnabelbinse und Sumpfbärlapp

moors fast pausenlos ablösen. Leider aber müssen wir sagen, daß diese schöne Pflanzenwelt fast überall stark bedroht ist. Denn die Tendenz, die Streuwiesen zu verbessern, sie durch Entwässerung und Düngung in „Fettwiesen“ umzuwandeln, ist heute ganz besonders stark in einer Landschaft, die von der Milchwirtschaft lebt und heute den Getreidebau gänzlich vernachlässigt. Gegen diese Entwicklung ist auch kaum etwas zu machen, da sie mit verhältnismäßig geringen Mitteln ihr Ziel erreicht. Nur ein Moment ist vielleicht auch heute noch geeignet, die Flachmoore und damit auch den Flachmoortorf in seiner ursprünglichen Zusammensetzung zu erhalten. Das ist die Rücksicht auf die Zwecke der Moorbäder. Die oberschwäbischen Moorbäder – vor allem Buchau und Waldsee – sind z. Z. in lebhaftem Aufbau begriffen, erhalten einen steigenden Zuwachs an Badegästen und verwenden als Badetorf große Mengen von frischem, täglich neu gewonnenem Flachmoortorf, der damit also auch eine medizinische Bedeutung besitzt.

Verfolgen wir die Vegetationsentwicklung weiter, so ist nicht zu erkennen, daß sie, wie anfangs schon angedeutet wurde, eine allmähliche Verschlechterung zum sauren Bereich hin erfährt. Das ist mitunter schon mitten im Flachmoor zu bemerken, wenn plötzlich irgendwo das Borstgras (*Nardus stricta*) und in seinem Gefolge dann auch gleich die Arnica (*Arnica montana*) (Bild 3) auftritt. Noch deutlicher aber wird es, wenn die ganz bezeich-

nenden Pflanzen des „Zwischenmoors“ sich ankündigen. Dazu gehören vor allem die Schnabelbinse (*Rhynchospora alba*) und der Sumpfbärlapp (*Lycopodium inun. datum*) (beide auf Bild 4), neben dem englischen und dem mittleren Sonnentau (*Drosera anglica*, *Drosera intermedia*) und dem Alpenhaargras (*Eriophorum alpinum*). An Moorgräben taucht dann mitunter auch der sehr stark giftige Wasserschierling auf (*Cicuta virosa*) (Bild 5) oder der nickende Zweizahn (*Bidens cernuus*) (Bild 6), an entsprechenden Stellen zeigen sich auch die tief-violetten Blüten des Blautauges (*Comarum palustre*) und die weißen Doldenblüten des Sumpfhaarstrangs (*Peucedanum palustre*). Mit diesen Pflanzen sind wir nun dem eigentlichen Hochmoor schon sehr nahegerückt. Hier herrscht das Torfmoos (*Sphagnum*) mit seinen vielen Arten fast unumschränkt. Es ist dazu imstande, weil es in seiner ganzen Organisation darauf abgestellt ist, Wasser zu speichern. Alle anderen Pflanzen haben es sehr schwer, im Hochmoor zu gedeihen, da sie in der Hauptsache vom Regenwasser leben müssen und den nährstoffreichen Untergrund nicht mehr erreichen können. Das bringen höchstens noch die hochwüchsigen Formen der Bergkiefer (*Pinus montana*) fertig, die wir „Spirken“ nennen. Aber inmitten eines wachsenden Hochmoors können auch die Bergkiefern nur noch die niedrige Wuchsform der „Latsche“ ausbilden. Bild 7 zeigt im Hintergrund solch ein Bergkiefern-hochmoor. Es ist also nur noch eine kleine Auswahl



5. Moorgraben mit dem giftigen Schierling



6. Moorgraben mit dem nickenden Zweizahn

von Pflanzen, die im Hochmoor eine Lebensmöglichkeit besitzt. Dazu gehören einige Kleinsträucher wie Heidelbeere (*Vaccinium myrtillus*), Rauschbeere (*Vaccinium uliginosum*) (Bild 8, zusammen mit Heidekraut) und die ganz zarte Moosbeere (*Vaccinium oxycoccus*). Auch die Rosmarinheide (*Andromeda polifolia*) gehört zu dieser Gruppe. Es sind Pflanzen, deren Wurzeln durch Zusammenleben mit Pilzen sich die fehlenden Nährstoffe erwerben. Birken, Erlen, Faulbaum, mitunter auch Eichen und

Waldkiefern vervollständigen das Bild eines solchen Moorwalds (Bild 9).

Landwirtschaftlich ist mit solchen Moorwaldgebieten kaum etwas anzufangen. Hingegen hat der Torfstich schon früh eingesetzt und wird heute – leider – fast überall betrieben. An abgetorften Stellen breitet sich dann das Scheidenwollgras (*Eriophorum vaginatum*) meist um so üppiger aus, während man in Torflöchern häufig eine weitere tiefangriffende Pflanze, den Wasserschlauch (*Utricularia vulgaris*) findet.



7. Blick auf ein Bergkiefernhoemoor – das Ende der Vegetationsentwicklung im Allgäu



8. Rauschbeere und
Heidekraut im
Hochmoor

Für die Wissenschaft aber birgt der Hochmoortorf eine Urkunde wertvollster Art. Es ist der Blütenstaub der Waldbäume und mancher Kräuter, der sich im Torf besonders gut erhalten hat. Darauf beruht die botanische Forschungsmethode der „Pollenanalyse“, die Klima- und Waldgeschichte der Nacheiszeit aufzuhellen vermag. Karl Bertsch, Ravensburg, gebührt das Verdienst, derartige Untersuchungen für Oberschwaben durchgeführt zu haben. Die Hochmoore sind aus diesem Grund für die Wissenschaft unentbehrlich geworden.

Aber auch aus einem anderen Grund müssen wir dafür eintreten, sie wenigstens zu einem Teil noch zu erhalten. Sie bilden nämlich heute noch eine der wenigen Möglichkeiten, Wasser zu speichern. Ungeheure Mengen von Regenwasser kann solch ein Moor festhalten und in Zeiten der Trockenheit langsam wieder abgeben. In einer Zeit, da der Wasserhaushalt vieler Landschaftsgebiete gestört ist, dürfen wir auf solch natürliche Wasserregler nicht verzichten, wenn die Moore auch landwirtschaftlich wenig Nutzen bringen.



9. Blick auf einen Moorwald



Walter Romberg, Altes Rathaus in Sindelfingen (Radierung)
Zum 60. Geburtstag des Künstlers am 16. Juli 1958

Der Prozeß des Benedikt Beutelspacher

Im Februar 1537 ritten zwei Männer von Leonberg nach Tübingen; der ältere, größere, dunklere von ihnen war der Bürgermeister Benedikt Beutelspacher, damals etwa 55 Jahre alt, sein Kollege der Ratsherr Jörg Schwarz, ein kränklicher Mann. Sie kamen, um sich bei dem Tübinger Stadtgericht, ihrem Berufungsgericht, Rat in schwieriger Sache zu holen, vielleicht auch eine gutachtliche Äußerung der Universität zu erzielen. Aber die Professoren verweigerten jede Stellungnahme, da es um eine politische Angelegenheit ging. Der Schultheiß Bartlin Eberlin von Mönshausen war vor dem Leonberger Stadtgericht von drei Bauern angezeigt worden, er habe einst bei der Flucht des Herzogs Ulrich (1519) Äußerungen gegen den „Tyrannen“ getan und die Amtskasse beim Vogt in Leonberg abgeliefert, statt sie befehlsgemäß dem Herzog unmittelbar auszuhändigen. Die Untersuchung ergab, daß die Denunzianten (Jerg Ruff, Ulrich Hertz und Marx Kleiner) alte Händel mit dem Schultheißen hatten, der sie bestrafte, weil sie ihm sein Fischwasser verstopften; sie waren „neidisch, armkonisch, unfröhlig und ungehorsame Buben“. Auf Grund von Beutelspachers Darstellung fällte das Tübinger Gericht einen Spruch, und daraufhin sprach das Leonberger Gericht den Schultheißen frei. Der Herzog sah in diesem Freispruch eine persönliche Beleidigung und die Auswirkung einer weitverzweigten Verschwörung. Er beauftragte seine Räte (Ulrich Rucker und Nikolaus Müller genannt Mayer) mit einer Untersuchung. Die Ratsherrn von Tübingen und Leonberg entschuldigten sich erschrocken und warfen alle Schuld auf Beutelspacher. Die Leonberger brachten dabei vor, sie seien „einfältig schlcht arme Leute“, es seien bei ihnen „nicht über vier im Gericht, denen jährlich wachset, davon sie ihr Nahrung haben“, alle anderen seien Tagelöhner (d. h. also auf tägliche Arbeit im Handwerk angewiesen, während die 4 Reichen die Ehrbarkeit bildeten). Am 4. April wurden Beutelspacher und Schwarz verhaftet, auf 5. „auf Dräung des Nachrichters“ durch den Beauftragten des Herzogs, den Cannstatter Vogt Hans Leininger, befragt. Leininger, eine Kreatur des Herzogs, berichtete seinem Herrn, Schwarz sei schlcht, einfältig und seines Bedünkens nit boshaftig, Beutelspacher dagegen, der eines hohen Verstandes geachtet werde, müsse als Urheber des Freispruchs angesehen werden. Am 12. April wurde Beutelspacher im Böblinger Schloß vor- und nachmittags durch den Nachrichter „zum fünften Mal peinlich befragt“. Aber er wußte auch auf der Folter nichts anderes zu gestehen, als daß er den Schultheißen Eberlin außerhalb dieses Handels für einen Biedermann halte, daß er nichts begehrte habe als das Recht, darauf wolle er sterben, und daß er keineswegs dem gnädigen Herrn zu Nachteil habe handeln wollen. Weder von Eberlin noch von dessen Verwandtschaft habe er Geschenke empfangen. Leininger fuhr dazwischen: „Von wem dann?“ Von

niemand, antwortete Beutelspacher. Leininger fragte ihn, wer vom Adel ihm Rat gegeben habe oder wer sonst? Niemand, nur das Tübinger Gericht. Die Fragen lassen deutlich erkennen, daß ein kranker, verfolgungssüchtiger Geist hinter diesen Fragen steht: denn Herzog Ulrich glaubte, seit Dietrich Spät der schwer gedemütigten Herzogin zur Flucht verholfen hatte, die Herren vom schwäbischen Adel seien gegen ihn verschworen, und witterte überall Gegner. Beutelspacher ahnte davon nichts. „Er wist und könnt nit anders sagen, sollt er dann sterben.“ Am 19. und 20. April wurde in Böblingen die Folterung erneuert. Dabei wurde Beutelspacher „zum fünfzehnten Mal vom Nachrichter angezogen“. Zum Schluß erkannte Beutelspacher die ihm vorgelegte „Urgicht“ an. Es lief darauf hinaus, daß er anerkannte, er habe „mit Betrug und fürsetzlichem Arglisten Strafmilderung für Bartlin gesucht“, „alles aus Gunst und Neigung, Bartlin zu helfen und Seiner Fürstlichen Gnaden Rechten zu verhindern“. Auf Leiningers Bericht schrieb der Herzog aus Wildbad, Leininger solle Fleiß fürwenden, daß sieben unverleumdeten Männer die Urgicht bestätigen. So führte Leininger am 5. Mai Beutelspacher die Sieben aus Böblingen vor und ließ ihn vor ihnen die Urgicht anerkennen. Darauf konnte das Gericht besetzt werden. Die Ämter erhielten den Befehl, geschäftskundige, geschickte und vor allem politisch zuverlässige Männer zum Landgericht nach Stuttgart abzustellen. Lediglich der Obervogt von Kirchheim war so kühn, die Wahrheit zu berichten: es sei großer Mangel an geschickten gutherzigen Männern, denn unter den vorigen Jahr auf Befehl abgesetzten Gerichtspersonen seien „fast geschickte Leut“, die dem Wort Gottes und Seiner Fürstlichen Gnaden anhängig seien, er bitte daher um Erlaubnis, sie wieder ins Amt einzusetzen zu dürfen. Dazu kam es natürlich nicht, politisch mißliebige Personen kamen nicht in Frage. Immerhin fanden sich 12 Personen aus den Ämtern, die unter dem Vorsitz des Stuttgarter Vogts Rudolf Strölin als Stabhalter das Landgericht bildeten. Es trat am 8. Juni in Stuttgart zusammen. Als Fürsprech der fürstlichen Anwälte (Dr. Nikolaus Müller genannt Mayer, Dr. Johann Knoder und Johann Leininger) fungierte der Richter Martin Birer von Urach, als Fürsprech des Angeklagten der Bürgermeister Hans Kercher von Stuttgart, beide Mitglieder des Gerichts.

Die Anklage gegen Benedikt Beutelspacher lautete auf Wortbruch: er habe durch den von ihm bewirkten Freispruch Eberlins „sein Glübd, Ehr und Eid übergangen und sei an meinem gnädigen Fürsten und Herrn treulos, meineidig und ehrlos worden.“ Er habe „Bartlins Sach gut gemacht, meines Herrn Sach verhindern wollen“. Das bestritt Benedikt. Er habe in Tübingen nichts berichtet, als was in den Akten enthalten sei, er habe das Urteil nicht beeinflußt, sondern jeder Richter habe nach seinem Verstand geurteilt. Er sei immer dem Herzog treu gewesen, „sonderlich habe er im armen Kunzen seinem Leib und Gut wehgetan, damit er sich mit Fürstl. Gnaden Partei habe halten mögen“. Das letztere bestritt der Klä-

ger nicht, aber in dieser Sache sei er nicht fromm, ehrlich und biederstädtisch gewesen. Der Beklagte bat um Aufschub, um weitere Beweismittel beizubringen, und als der Kläger die Notwendigkeit bestreit, rief Benedikt erregt, „es gehe ihm nit um ein Riemen oder allein die Haut, sondern um Leib und Leben, das Recht müsse niemand verkürzt werden“. Darauf vertagte sich das Gericht, und die Räte entschuldigten sich beim Herzog, das sei leider unvermeidlich, damit keine Nachsage der Unverständigen erfolge. Am 18. Juni hielt das Landgericht seine zweite Sitzung. Gegen den Einspruch des Klägers ließ das Gericht Benedikts gleichnamigen Sohn, seine Tochtermänner und Verwandten zu. Der junge Benedikt sagte aus, und Vogt und Rat von Leonberg bestätigten es, daß sein getreuer lieber Vater von Jugend auf friedlich, redlich und ehrlich gelebt und nie gehalten habe, als was er von Rechts wegen zu tun schuldig, sowie daß er Seiner Gnaden und der Stadt Leonberg Nutz und Frommen stets geschafft habe. Margarete Schrag, die Frau des Stadt-knechts von Böblingen, berichtete, sie habe Benedikt nach der Folter mehrfach ätzen müssen. Da habe er gesagt: „Ich kann und mag nit essen, es ist nichts ganz in meinem Leib, die groß Marter, die ich uff diesen Tag erlitten hab.“ Sie habe darauf geantwortet: „Lieber Bürgermeister, wann Ihr Euch schuldig wisset, warum saget Ihres dann nit?“ Er antwortete darauf: „Wann ich mich nit gar so unschuldig wißt, so möcht ich diese Marter diesen Tag nit erlebt haben.“ Darauf habe sie gemeint, so er nit schuldig sei, müsse er beständig bleiben. Er aber habe gesagt: „O liebe Frau, wie wollt ich beständig bleiben! Der Vogt von Cannstatt (Leininger) hat gesagt: „Sieh her, das muß sein.“ Darauf Benedikt: „O Herr, das ist ein schwer Wort.“ Der Vogt: „Das muß sein, oder wir wollen ein ganze Wochen ob dir liegen und muß der Meister all sein Kunst, der er noch viel im Sack hat, mit dir brauchen und dich von der einen Wand in die andere schrauben.“ Die beiden Knechte bestätigten: Jerg Holzschuher hatte Benedikt drei Tag und zwei Nächte gehütet und ihn ätzen, trinken und decken müssen, wie ein Kind, ihm habe Benedikt nach der Frag gesagt: „Ihr lieben Gesellen, ich hab uff diesen Tag tun müssen, das ich nie im Sinn gehabt und mein Lebenlang nie gedacht hätt.“ Und Leonhard Hagenbach wußte, daß ihm Benedikt gesagt habe: „O lieber Leonhard, ich werd mein Lebenlang zu keinem Menschen mehr. Ich acht, es sei all das brochen, das in meinem Leib ist.“ Noch belastender für die Anklage war die Aussage der Böblinger Sieben. Zunächst sagten sie lediglich aus, Benedikt habe den Zettel (der Urgicht) nit bekennen wollen, bis Leininger gesagt habe, er sage Ja oder Nein, so würd es dabei bleiben, wie es geschrieben stehe, da habe er gesagt Ja, um fernere Marter zu verhüten. Im übrigen seien sie grobe und unverständige Leute und wüßten auch nichts mehr. Aber nachdem man ihnen Gelegenheit gegeben hatte, sich untereinander zu beraten, gaben sie auf erneutes Befragen zu, Leininger habe gefragt: „Benedikt, gestehst du das?“ Benedikt habe eine Weile geschwiegen und dann „ja, lei-

der“, gesagt, „ich gestehe, daß ich ihm zuviel getan hab.“ Darauf habe Leininger ihm klargemacht, was er (auf der Folter) nit bekannt hab, dürfe er jetzt auch nicht hinzusetzen, nur ja oder nein. Darauf habe Benedikt gesagt: „Ja, leider.“

Halten wir hier einen Augenblick inne, denn diese Aussage bildet einen der Höhepunkte dieses Prozesses und offenbart den alten Benedikt Beutelspacher als einen unbeugsamen Charakter, der auch nach schwerer Folterung ungebrochen war. Er gehört, wie es besonders sein Sohn abermals hervorhebt, zur „Partei meines Gnädigen Herrn“, er „ist gut württembergisch“. Er hat „sein Leben lang nichts anderes gehandelt, als was er von Rechts wegen zu tun schuldig gewesen und was ihm seine Obrigkeit und Gewissen beschieden hat.“ Er wollte „jedem zu billigen Rechten nach seinem schlichten und besten Vermögen helfen“, auch dem Schultheiß Eberlin, der 18 Jahre nach der Tat beschuldigt wird, er habe damals gegen den Herzog gesprochen. Wir sehen, daß das Landgericht, obwohl es parteiisch gebildet ist, auf korrektes Verfahren Wert legt und die Verteidigung nicht behindert, wenn auch die Räte des Herzogs widersprechen. Die Anklage konnte sich nur auf die Urgicht stützen, und diese war durch die Aussage der Böblinger Zeugen als auf der Folter erpreßt und damit unzutreffend entlarvt. Die Leonberger bestätigten, daß er oft gesagt habe, er wolle auch Bartlins Sache „zum billigen Recht, wie er es verständ, gern helfen schicken.“ Sind wir den Akten, deren Sprache zuweilen erregend aktuell zu lesen ist, soweit gefolgt, so scheint eigentlich nur ein Freispruch möglich. Aber das war es ja, was Benedikt Beutelspacher zur Last gelegt wurde, daß er einen Unschuldigen, den der Herzog für seinen (einstigen) Gegner hielt, freisprach. Das Landgericht bat am gleichen Tag den Herzog um Entschuldigung, daß noch kein Urteil ergangen sei, der Beklagte habe allerlei Gründe für einen Aufschub vorgebracht.

Am Morgen des 19. Juni wurde die dritte Sitzung auf dem Stuttgarter Rathaus mit der Urteilsverkündung eröffnet: „so erkennen die verordneten Landrichter mit Urteil zu Recht, daß der Beklagte Benedikt Beutelspacher um sein begangene Mißhandlung (= Übeltat) dem Nachrichter an sein Hand geantwortet werde. Der soll ihn auf freien Markt führen und ihm allda zur Straf und andern zum Exempel und Beispiel abschneiden sein Zungen und folgends ihm auch abhauen sein rechte Hand, danach soll er sich gen Leonberg verfügen und sein Leben lang aus derselben Zwing und Bannen nit mehr kommen, wär aber Sach, daß er demselben nit nachkomm und darüber ergriffen werd, soll er hochgenannten unserem Gnädigen Fürsten und Herrn sein Leib und Leben verwirkt haben.“ Das Urteil wurde sofort auf dem Stuttgarter Marktplatz vollstreckt. Gleich danach wurde der Prozeß gegen Bartlin Eberlin eröffnet. Er wurde am nächsten Tag, dem 20. Juni, „wegen Diebstahl und Schmachred“ (weil er nämlich vor 18 Jahren die Kasse nicht dem Herzog gebracht hatte, sondern dem Vogt) verurteilt und später hingerichtet.

Der Herzog, der in diesem Prozeß als stumme Figur im Hintergrund entscheidend mitspielt, konnte mit seinen Räten und seinen Richtern zufrieden sein. Das Nachspiel ist rasch erzählt. Zwing und Bann der Stadt Leonberg (als einer späten Gründung) war eng, stellenweise konnte man auf Armbrustweite von der Mauer die Markung der älteren Dörfer (wie Eltingen und Höfingen) erreichen, und alle Leonberger hatten Äcker und Weinberge auf der Markung der benachbarten Dörfer. So baten bereits am 29. September 1537 die 10 Kinder Beutelspachers, die zum Halbteil noch unmündig und aus viererlei Ehen (zum Teil Stiefländer) waren, mit Befürwortung des Obervogts Philipp Bräder von Hohenstein und des Untervogts Hans Dreher die Regierung, dem alten Benedikt den Besuch seiner Güter außerhalb der Markung zu gestatten. Das Gesuch wurde 1543 mit Befürwortung durch den Obervogt Hans Dietrich v. Plieningen erneuert, aber beide Gesuche blieben unbeantwortet. Bezeichnend ist die Formel, mit der solche Gesuche einzuleiten waren: „Als ich mich leider übersehen, daß von Euer Fürstlich Gnaden Landgericht zu Stuttgart ich mit Urteil und Recht verurteilt worden, mir mein rechte Hand abzuschlagen, auch die Zungen abzuschneiden, welches an mir vollstreckt worden, welches ich alles uffs untätigst dankbar angenommen, damit ich bei Leib und Leben und bei Weib und viel unerzogenen Kind bleiben und die ernähren möge . . .“ Erst nach dem Tod des rachsüchtigen alten Herzogs erhielt Benedikt Beutelspacher Strafmilderung: am 15. Dezember 1550 bewilligte ihm Herzog Christof, seine Felder aufzusuchen, 1553 erlaubte er ihm, mit seiner Hausfrau ins Bad zu gehen, und 1556, nachdem er bei 20 Jahren sein Schicksal geduldig ertragen, durfte er auch seine Kinder und Verwandten in Stuttgart und anderswo im Lande besuchen. Der alte „Dikte“ Beutelspacher ist erst 1561, fast 80 Jahre alt, gestorben. Sein Prozeß aber hatte zu den Unterlagen gehört, mit denen König Ferdinand gegen Herzog Ulrich das Verfahren eröffnete. Er liegt heute im Hauptstaatsarchiv unter den Urgichten (A 43, Büschel 31/32). Viktor Ernst hat ihn zuerst in der Oberamtsbeschreibung von Leonberg erwähnt, der Stadtarchivar Bühler hat ihn in seinem schönen Heimatbuch Leonberg kurz geschildert.

Der junge Benedikt Beutelspacher (1508–84), Küfer und Bürgermeister in Leonberg, hat eine ausgedehnte Nachkommenschaft hinterlassen, zu der auch die späteren Beutelspacher und alle Mochel in Leonberg gehören, ferner der Geologe Oskar Fraas und der Psychiater Ernst Kretschmer (nach Bardili), der Intendant Christof Dionys von Seeger, der Afrikaforscher Paul Reichard, der Dichter Paul Wanner und zahllose andere Schwaben. Uns aber will der Prozeß des Benedikt Beutelspacher nicht nur als die Tragödie eines Mannes erscheinen, dessen Anenden man nicht vergessen sollte, sondern auch als ein Stück im Kampfe um das Recht, das sich nur erhalten läßt, wenn es immer aufs neue verteidigt wird, und das sich auch in der Anfechtung und im Scheitern bewahrt.

Gerd Wunder

Wasser für Ludwigsburg

Unter den sechs Papiermühlen, die vor 1700 im Herzogtum Württemberg in Betrieb standen, gehörte die zu Berg bei Stuttgart dem herzoglichen Haus als Bestandspapiermühle zu eigen und wurde von der Regierung aus jeweils für eine Reihe von Jahren gegen Entrichtung eines bestimmten Zinses an interessierte Papiermacher verpachtet. Die Geschichte dieser Papiermühle ist insofern bemerkenswert, als ihr Anfang mit dem Stuttgarter Buchhandel und ihr Ende mit der Erbauung der Stadt Ludwigsburg verknüpft ist.

Der aus Petersweil bei Frankfurt/Main stammende Gottfried Zubrod war der erste ständige Buchhändler in Stuttgart, der eine reine Verlegertätigkeit ausübte. Im Jahr 1684 schloß er einen Gesellschaftsvertrag ab mit dem Stuttgarter Buchdrucker Treu über Druck und Vertrieb einer Kinderlehre. Um die Herstellungskosten zu decken, hatte Zubrod die Lieferung des Papiers zu übernehmen.

In jenen Jahren dürfte Zubrod den Entschluß gefaßt haben, dies Papier in einer eigenen Papiermühle zu erzeugen. Er erstand in Berg am Neckar mit „Hochfürstl. miltester Handbietung“ zwischen Kupferhammer und Weißenberwalke ein Gelände, worauf er die Papiermühle erbaute. Ungefähr 1686 nahm er den Betrieb darin auf, als seinen ersten Papiermeister kennen wir den Papierer Christoph Düchel von Urach.

Zubrod starb schon im Jahr 1690. Seine Witwe verkaufte die Papiermühle um 3200 Gulden an den Herzog von Württemberg. Dabei wurden die Schulden Zubrods, die er anlässlich der Erbauung des Papierwerks bei der Fürstl. Zeugschreiberei, der Bauverwaltung, beim Amt zu Berg, bei der Holzverwaltung und an anderen Stellen gemacht hatte, sowie der seit 3 Jahren rückständige Mühlzins gegen den Kaufpreis verrechnet.

Die Württembergische Regierung betrieb die Papiermühle zu Berg fortan als Bestandsmühle. Als erster herzoglicher Beständer zog Jobst Röder, vorher Papierer zu Ernsbach und Roigheim, in Berg auf. Von nun an kaufte die herzogliche Kanzlei ihren Bedarf an Schreibpapier auch beim Berger Papierer ein und man findet seine Lieferungen in den Rechnungen der Kanzlei laufend verzeichnet.

Nach zehnjähriger Bestandszeit kam Röder im November 1702 durch einen unglücklichen Sturz auf der Treppe ums Leben. Eine Zeitlang führte seine Witwe das Werk weiter. In Matthäus Schmid, dem früheren Papierer zu Ulm, gewann die herzogliche Regierung dann wieder einen regulären Beständer.

Matthäus Schmid hatte wie fast alle seine Berufsgenossen unter Mangel an Rohstoff schwer zu leiden. Papier wurde zu jener Zeit noch ausschließlich aus Lumpen gemacht. Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg erließ daher

anno 1711 einen Befehl, der sich speziell mit den Sorgen des Berger Papierers befaßte und den Amtleuten gebot, in ihren Bezirken keine fremden Lumpensammler einzulassen, sondern dafür zu sorgen, daß alle Hadern dem Papierer zu Berg zugeführt würden.

Auf Matthäus Schmid folgte sein Sohn Tobias als Beständer in Berg, als letzter Papierer dort. Das Ende des Papierwerks hing mit der Erbauung der Stadt Ludwigsburg zusammen.

Eberhard Ludwig, der damalige Herzog von Württemberg, besaß zwar Einsicht in die militärische und außenpolitische Lage seines Landes, konnte aber im übrigen mit seinen „Landständen“, deren Zustimmung verfassungsmäßig mancherlei fürstliche Entschlüsse erst rechtsgültig machte, einfach nicht einig werden. Zu diesen Unstimmigkeiten des Fürsten mit den Landständen trug viel sein Liebesverhältnis mit dem Fräulein von Grävenitz bei. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatte der Herzog begonnen, den „Erlachhof“ bei Asperg in ein Jagdschloß umzuwandeln. Unter dem Einfluß der Grävenitz wurde dies Schloß immer weiter ausgebaut, eine Stadt darum herum angesiedelt und Ludwigsburg genannt. Da sich die Landschaft, die ihren Sitz in Stuttgart hatte, den Forderungen des Herzogs gegenüber auch weiterhin ablehnend verhielt, verlegte Eberhard Ludwig kurzerhand die Residenz nach Ludwigsburg und nahm auch die Behörden mit hinüber. Dadurch wuchs die Bevölkerungszahl der Stadt; schon vorher war durch verschiedene Erleichterungen die Ansiedlung begünstigt worden.

Ein wichtiger Punkt war die Wasserversorgung der neuen Stadt. In der Nähe von Ludwigsburg, in Möglingen, entstand auf einem Grundstück des Müllers Caspar Sigle eine starke Quelle, die dessen Mahlmühle trieb. Sigle hatte die Mühle erst vor wenigen Jahren gekauft und die Quelle auf seine eigenen Kosten erbohren lassen. Das Wasser dieser Quelle schien der herzoglichen Regierung geeignet zur Speisung des Ludwigsburger Marktbrunnens. Der Müller wurde bestimmt, die Quelle gegen eine namhafte Summe der Herrschaft abzutreten, auch wurde ihm versprochen, daß man ihm anderswo eine gute Mahlmühle lebenslang in Bestand geben würde. Man hatte auch schon ein passendes Objekt für Sigle: die Papiermühle zu Berg, die in eine Mahlmühle umgewandelt werden sollte.

Was die Regierung dazu bewogen hat, in einer Zeit großen Papiermangels die Berger Papiermühle aufzugeben, wird nicht ganz klar. Es wurde vorgegeben, das Papierwerk in Berg rentiere sich nicht, aber es ist denkbar, daß diese Behauptung nur den Vorwand für eine gewaltsame Handlung abgeben sollte.

Die Verhandlungen über den Umbau zogen sich eine Zeitlang hin, im April des Jahres 1729 aber wurde dem Amtmann von Berg befohlen, dem Papiermacher die „gnädige Resolution“ des Herzogs, die Umwandlung der Papiermühle in eine Mahlmühle betreffend, mitzuteilen

und dafür zu sorgen, daß Tobias Schmid die Mühle räume und sich anderswo nach einer Gelegenheit umsehe.

Der Amtmann, Philipp Konrad Hettler, hatte Mitgefühl mit dem Papiermacher und den Seinen und ließ Handwerkszeug und Gerät zum Papiermachen nicht gleich aus dem Gebäude herausnehmen. Er sorgte auch dafür, daß Tobias Schmid seinen Rohstoffvorrat aufarbeiten konnte. Aber dann war nichts mehr zu helfen, der Papierer mußte mit Frau und Kindern die Papiermühle verlassen.

Man hatte Tobias Schmid von Seiten der Regierung versprochen, ihm eine andere Papiermühle zuzuweisen, und es fanden auch Verhandlungen deswegen mit Urach und Enzweihingen statt. Aber die Sache schleppete sich hin, man vergaß sie oder wollte sie auch vergessen und überließ Tobias Schmid seinem Schicksal. Der ehemalige herzogl. württembergische Bestandspapierer von Berg fand schließlich Arbeit und Unterkommen als Geselle in der Markgräfl. Badisch-Durlachischen Bestandspapiermühle zu Niefern, wo der unglückliche Mann im Dezember 1734 an einer Kopfkrankheit starb.

Die württembergische Regierung hatte dem Papierer von Berg nicht Wort gehalten, aber auch dem Müller Sigle hielt sie es nicht. Die herzoglichen Finanzen waren damals in einem sehr zerrütteten Zustand, die Regierung brachte nicht die Summe auf, welche sie dem Müller seinerzeit für die Abtretung der Möglinger Quelle versprochen hatte. Caspar Sigle mußte lange auf sein Geld warten. Er mußte aber auch lange warten, bis das Papierwerk zu Berg umgebaut war. Um mit seiner Familie auch nur einigermaßen so lange leben zu können, bis er in Berg einziehen konnte, mußte er viele Güter versetzen und verkaufen und auch für den Umbau selbst beträchtliche Kosten tragen. Obwohl ihm der Bestand zu Berg von der Regierung lebenslang zugesagt war, wurde bereits nach wenigen Jahren der Bestand der Mahlmühle abermals ausgeschrieben und Sigle mußte weichen. Wohin er unmittelbar nach dem Abzug von Berg gegangen, weiß man nicht. Aber er verschmerzte den Verlust, den er durch den Verkauf seiner Quelle zu Möglingen an die Regierung erlitten, jahrelang nicht. Noch anno 1755 als nunmehriger Müller in Kornwestheim machte er einen Schadenersatzanspruch an die Regierung. Er wurde jedoch zurückgewiesen mit der Begründung, man habe im Jahr 1732 mit ihm abgerechnet, er habe sich mit dieser Abrechnung zufrieden gegeben und das durch seine Unterschrift bezeugt.

Heute bezieht die Stadt Ludwigsburg ihr Wasser größtenteils aus der Landeswasserversorgung, teilweise auch aus dem Grundwasser am Neckar. Und kaum einer von denen, die sich an dem reichlich fließenden Wasser in Haus und Garten erfreuen oder die Brunnen in der Stadt rauschen hören, weiß davon, in welch bittere Not einst zwei Familien gekommen sind, weil der Gründer der Stadt Wasser für Ludwigsburg brauchte.

Lore Sporhan-Krempl

Raumordnung und Landesplanung

Über die Begriffe „Raumordnung“ und „Landesplanung“ besteht trotz einer Fülle von Veröffentlichungen, die in den letzten Jahren erschienen sind, noch vielfach Unklarheit. Die Maßnahmen, die in den totalitären Staaten als Planung bezeichnet werden, haben dieses Wort mit der Vorstellung einer erdrückenden staatlichen Bevormundung belastet. Auf der anderen Seite erwartet man von der Landesplanung ein Allheilmittel gegen alle Folgen einer manchmal allzu ungezügelten Entwicklung. Um so wichtiger ist es, diese Vorstellungen zu klären.

Die Aufgabe, vor die die Landesplanung gestellt ist, lässt sich wohl am besten veranschaulichen, wenn man als Wanderer an einem schönen Tag die Höhen der Alb besucht und zum Abschluß vielleicht von der Teck, an den Mauerrand gelehnt, die Blicke in das weite Land richtet. Angrenzend an uralte Siedlungen, die noch auf die Zeit der alemannischen Landnahme zurückgehen, sind zahlreiche neue Bauwerke entstanden. Werkshallen, Fabriken, Siedlungen, Starkstromleitungen und Straßen folgen in immer dichterer Reihe. Die Ballung von Arbeitsstätten und in deren Gefolge von Siedlungen und Menschen im Stuttgarter Raum greift bis ins Neckartal und füllt die Landschaft. Neben die alten Feldwege und Landstraßen sind Bahnlinien, neue Straßen und die große Autobahn getreten. Überall spricht eine dichte Folge von Motorfahrzeugen für den lebhaften Verkehr als Folge reger wirtschaftlicher Tätigkeit. Das Wasser der Bäche und Flüsse ist längst nicht mehr klar und reicht kaum aus, den Anforderungen der Industrie und der Siedlungen zu entsprechen. Das Leben der Bewohner der an Naturschönheiten reichen Landschaft, das durch Jahrhunderte trotz aller politischen Auseinandersetzungen in verhältnismäßig gleichförmigen Bahnen verlaufen ist, hat in den letzten Jahrzehnten zunehmend neue ungewohnte Formen annehmen müssen. Die Gemeinden und das Land sind vor immer schwierigere Aufgaben gestellt. Alte Bindungen lösen sich unter dem Einfluß der industriellen Entwicklung. Der Notwendigkeit, nach dem Kriege zahlreiche Vertriebene aus der Mitte und dem Osten Deutschlands aufzunehmen, muß in guter Weise Rechnung getragen werden. Der einzelne ist nicht mehr imstande, die Kräfte, von denen die Gestaltung seiner Lebensbedingungen abhängt, zu übersehen. Trotz sorgfältiger Überlegung gelingt es ihm nicht immer, Wohnung und Arbeitsplatz in zusagender Form zu gestalten. Erwerbsmöglichkeiten, die durch viele Geschlechterfolgen sichere Grundlagen des Lebens gewesen sind, gingen verloren. Eine immer größere Zahl von Menschen hat die Landwirtschaft verlassen müssen, um mit ihrem Fleiß und ihrem Können in der Industrie neue Arbeitsmöglichkeiten zu finden. Die konzentrierte wirtschaftliche Kraft hat aber nicht nur Arbeitsplätze geschaffen, sondern auch uralte geprägte Formen zerstört. Der zur Verfügung ste-

hende Raum ist eng geworden. Immer häufiger kommt es zu einer Überschneidung entgegengesetzter Interessen. So ist es verständlich, daß der Ruf nach einer Ordnung des Raumes, nach einer übergeordneten Planung, die zu einem sinnvollen Ausgleich der mannigfaltigen Bestrebungen führt, immer vernehmlicher wird.

Bei der Lösung dieser Aufgabe muß unterschieden werden zwischen der eigentlichen Planung und ihrer praktischen Durchführung. Das planerische Bemühen muß von den im Lande vorhandenen Gegebenheiten und den sichtbar gewordenen Erfordernissen ausgehen. Seine Voraussetzung ist daher eine eingehende Untersuchung der bestehenden Lage, der Bevölkerungsentwicklung, der wirtschaftlichen Möglichkeiten, der Eigenart des Bodens, der Geländegestaltung und der vorhandenen Naturschätze. Auf Grund der Ergebnisse derartiger Untersuchungen, man nennt sie Strukturanalysen, muß versucht werden, zu einem übergeordneten Leitbild zu gelangen, das die möglichst günstige und für eine gesunde Lebensführung wünschenswerte zukünftige Entwicklung des Landes in großen Umrissen andeutet. Bei der Aufstellung von Raumordnungsplänen oder Entwicklungsprogrammen müssen die Bedürfnisse des Lebens und die technische Zweckmäßigkeit gleichmäßig beachtet werden. Niemals darf übersehen werden, daß der Mensch im Mittelpunkt dieser Bestrebungen steht. Die erarbeiteten Pläne und Programme dienen den öffentlichen Stellen als Richtschnur für die Entscheidungen, die im Rahmen der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen zu treffen sind. Es wird nicht immer leicht sein, ein derartiges von allen Menschen anerkanntes Leitbild zu schaffen. Um so wichtiger wird es sein, die verschiedenen Maßnahmen, die als Ergebnis der Vorhaben von Selbstverwaltungskörpern und privaten Planungsträgern zu Überschneidungen führen können, auszugleichen und miteinander in Einklang zu bringen. Die Eigenart dieser Arbeit lässt es verständlich erscheinen, daß derartige Gutachten und Pläne nicht von vornherein jede Einzelheit der zukünftigen Entwicklung festlegen können. Immer muß damit gerechnet werden, daß im Lauf der Zeit neue Bestrebungen und Auffassungen, neue technische Entwicklungen sichtbar werden, auf die Rücksicht genommen werden muß.

Mit der Durchführung der Planungsarbeit wird man Kräfte beauftragen müssen, die die entsprechenden Fachkenntnisse für die eingehende Erkenntnis der Voraussetzungen besitzen und die gleichzeitig in der Lage sind, die großen gemeinsamen Interessen nicht nur mit dem Rechenstift, sondern auch mit tiefem Verständnis für das Leben der Allgemeinheit zu sehen. Es wird auch nicht angehen, diese Arbeit allein Behörden zu übertragen. Gemeinden und Kreise, Wirtschaftsunternehmen und Berufsverbände, Organisationen aller Art, nicht zuletzt Vereinigungen, die sich den Schutz der Heimat und ihrer Schönheit zum Ziel gesetzt haben, sind neben dem Staat und privaten Bauern, Unternehmern und Bauherren aller

Art im Raum tätig. Sie alle müssen in ihrem Bereich gehört und ihre Absichten und Auffassungen müssen berücksichtigt werden.

Vor Jahrhunderten, als die Besiedlung nicht so dicht war wie heute, war eine bewußte Planung nicht so vordringlich. Man darf allerdings nicht vergessen, daß auch damals bei der Wahl von geeigneten Plätzen für Siedlungen, bei der Abgrenzung von Allmenden, Nutzungsgebieten für die einzelnen Familien und Festlegungen von Bannwäldern und beim laufenden Umbau von Gemeinden keine Willkür geherrscht hat. Solange aber die Wertmaßstäbe und die Lebensauffassung einheitlich waren, wurde die planende Absicht kaum bewußt. Die Entschlüsse der Menschen entsprachen natürlichen Bedürfnissen. In den fest umhegten städtischen Siedlungen fühlte man die Notwendigkeit, auch Einzelheiten der Raumgestaltung bewußt zu regeln, besonders früh. Die Gefahren, die aus der rücksichtslosen Geltendmachung verschiedener, manchmal widersprechender Bestrebungen im engen Raum entstanden, mußten bald durch feste Regeln gebannt werden. Aber auch hier war das Gemeinschaftsgefühl noch so lebendig, daß man auf der Grundlage gemeinsamer Beratungen der Bürgerschaft zu Nutzungs- und Bauordnungen kam, die einen Zusammenklang der verschiedenen Absichten ermöglichte. Der Erfolg dieser städtischen Planung und Raumordnung ist heute noch in den großartigen Bildern der alten Stadtkerne vom Brunnen bis zum Rathaus und den alles überragenden Domen sichtbar. So ist es erklärlich, daß die Stadtplanung seit langem über feste gesetzliche Bestimmungen verfügte. Diese Ordnung ermöglichte erst das reiche kulturelle Leben vergangener Jahrhunderte. Das Gleichgewicht wurde durch die Industrialisierung und die dadurch ausgelöste Bevölkerungsbewegung zerstört. Städte und später industrielle Ballungen griffen immer stärker nach dem Umland aus, und zwar mit einer solchen Geschwindigkeit, daß eine allmähliche Anpassung an die Bedürfnisse der Gemeinschaft nicht mehr möglich war.

Die späte staatliche Zusammenfassung des größten Teiles Deutschlands im Jahre 1871 brachte es mit sich, daß diese Entwicklung, die in andern westeuropäischen Ländern allmählich vor sich ging, sich bei uns sprunghaft und jäh vollzog. Man wollte den Vorsprung anderer Länder möglichst rasch einholen. Die neue Wirtschaftsauffassung gab sich nur selten Mühe, die nachteiligen Folgen eines rücksichtslosen Wachstums zu überlegen. Man sah es auch nicht als Aufgabe des Staates an, in diesen Vorgang einzugreifen. Es waren einige im Grunde genommen sehr praktisch denkende Idealisten, die auf die Gefahren dieser Entwicklung hinwiesen. Wie so oft in der Geschichte, sind diese Stimmen im Ausland ernster genommen worden, als bei uns. Schon zu Beginn bestand aber zwischen deutschen und angelsächsischen Planern enge wissenschaftliche praktische Zusammenarbeit. Im Ergebnis hat die Landesplanung besonders in den angelsächsischen Ländern eine großartige Entwicklung genom-

men. Sowohl in den Vereinigten Staaten von Nordamerika als auch in England gibt es umfassende Regelungen für den Bereich der Landesplanung, die besonders in England in einem eigenen Ministerium ihre organisatorische Spitze gefunden hat.

In Deutschland begann man kurz vor dem ersten Weltkrieg im Ruhrgebiet und anderen Massierungsgebieten mit den Versuchen, auf dem Weg der Zusammenarbeit von Selbstverwaltungskörperschaften und Wirtschaftskreisen planerische Aufgaben über den Bereich der städtischen Siedlungen hinaus zu lösen. Mit der Gründung des Siedlungsverbandes „Ruhrkohlenbezirk“ im Jahre 1920 fanden diese Versuche ihre erste organisatorische Form auf gesetzlicher Grundlage. Ein besonderes preußisches Gesetz schuf die Voraussetzungen. Nach diesem Vorbild bildeten sich in vielen anderen Teilen Deutschlands (und des Auslands) landschaftliche Zusammenschlüsse mit dem Ziel einer überörtlichen Planung und Ordnung des Raums. Sie alle gingen auf freiwillige Vereinbarungen zurück. Die Zusammenarbeit führte zu der Erkenntnis, daß eine Ordnung des Raumes nicht als rein technische Aufgabe verstanden werden dürfe, sondern die Gesamtheit menschlicher Interessen zu berücksichtigen habe. Eine im Jahr 1935 gebildete Reichsstelle für Raumordnung sollte die Arbeit der Landesplanungsgemeinschaften zusammenfassen. Die Zeit vor und während des Krieges mit ihren vorwiegend militärischen Ansprüchen ließ diese Entwicklung nicht ausreifen. Obwohl die Zeit nach 1945 die Notwendigkeit einer umfassenden Landesplanung besonders erforderlich erscheinen ließ – besonders der Deutsche Landkreistag setzte sich dafür ein – verhinderten die ungeklärten staatlichen Verhältnisse eine zufriedenstellende organisatorische Lösung. Man beholf sich in den verschiedenen Ländern mit Verordnungen, die die behördliche Zuständigkeit regeln sollten. Im Land Nordrhein-Westfalen konnte man an die Erfahrungen, die vor allem im Ruhrgebiet gemacht wurden, anknüpfend im Jahre 1950 ein Landesplanungsgesetz beschließen, das neben den Behörden Landesplanungsgemeinschaften im Sinne der Selbstverwaltung zu Trägern der Planungsarbeit berief. Ein in Bayern 1957 verkündetes Landesplanungsgesetz übertrug das Schwergewicht der Planungsarbeit den staatlichen Behörden, neben denen nur im Rahmen von Beiräten Vertreter der übrigen Planungsträger zur Mitarbeit berufen werden können.

In unserem Land wurde vorerst lediglich bestimmt, daß das Innenministerium die Aufgabe einer obersten Landesplanungsbehörde erhält und daß bei den Regierungspräsidien besondere Referate für Landesplanung tätig werden. Man war sich klar, daß damit keine genügenden Grundlagen einer wirkungsvollen Landesplanung gebildet wurden. Daher hat der Landtag 1957 die Staatsregierung ersucht, den Entwurf eines Landesplanungsgesetzes vorzulegen. Mit Beteiligung eines neu geschaffenen „Vorläufigen Beirats für Landesplanung“

wurde nach umfänglichen Beratungen ein derartiger Entwurf fertiggestellt, der nun seiner Beschußfassung durch die verfassungsmäßig zuständigen Stellen harrt. Im Rahmen des Bundes hat man vorläufig davon abgesehen, ein Rahmengesetz über die Raumordnung zu erlassen. Ein eigenes Abkommen zwischen dem Bund und den Ländern soll eine über die Länder hinausgehende Abstimmung der Planungen ermöglichen.

Es ist nicht zu verkennen, daß angesichts der stürmischen technischen und wirtschaftlichen Entwicklung der letzten Zeit die geistige Bewältigung der damit aufgeworfenen Probleme die Entwicklung einheitlicher Leitbilder überaus schwierig macht. Um so wichtiger ist es, ungesäumt an die Arbeit zu gehen. Durch die beginnende wirtschaftliche Verwertung der Atomenergie und die beabsichtigte Bildung eines einheitlichen europäischen Wirtschaftsgebietes wird eine übergeordnete Planung zu einer um so brennenderen Notwendigkeit. Dabei darf nicht verkannt werden, daß die Auswirkungen planender Entschlüsse, die von den wirtschaftlichen, staatlichen und überstaatlichen Zentralen ausgehen, immer nachhaltiger die verschiedenen Landschaften, Raumschaften und Nahbereiche beeinflussen. Dort treffen sie sich und überschneiden sich mit dem Bestreben der einzelnen und der Gemeinden, die Bereiche der Arbeit und des Lebens zu sichern. Hier wird daher auch das Bedürfnis nach einer sinnvollen Gestaltung der Siedlungen, Verkehrs- und Versorgungseinrichtungen, industriellen Anlagen, der Verbesserung landwirtschaftlicher Wirtschaftsformen, der Pflege des Heimatgefühls und der Gesundung des kulturellen Lebens besonders fühlbar.

Ähnlich wie im vergangenen Jahrhundert unter dem Druck der Notwendigkeit in den Städten der Gemeingeist planerisches Bemühen als selbstverständlich erscheinen ließ, können in der Gegenwart die Landschaften zu einem besonders wichtigen Träger der Planungsarbeit werden. Hier fühlt jeder unmittelbar, wie notwendig eine einvernehmliche Ordnung ist. Was liegt näher, als dabei von dem Gedanken der Selbstverwaltung auszugehen. Gemeinden, Kreise, staatliche Behörden, Wirtschaftler, Organisationen und einsichtige Bürger müssen sich in Gemeinschaften finden und im gemeinsamen Interesse planen. Gesetze können nur den äußeren Rahmen abstecken. Pläne sollen nicht durch Zwang wirken, sondern durch die Überzeugungskraft, die ihnen innenwohnt. So kann von unten nach oben allmählich auch wieder eine gemeinsame Lebensauffassung entstehen. Je weiter die Menschen mit den Mitteln der Technik in den Raum ausgreifen, je verwirrender die geistigen Strömungen auf den einzelnen eindringen, um so fester muß die Ordnung der Heimat werden. Die Raumordnung und die sie vorbereitende Landesplanung sollen mit Hilfe eines fortlaufenden Planungsprozesses der Schaffung dieser Ordnung dienen.

Gerhard Ziegler

Johannes Brahms und seine schwäbischen Freunde

Am 30. September 1853 kam der zwanzigjährige Brahms nach Düsseldorf, um Robert Schumann seine Erstlingswerke vorzuspielen. Unter den Zuhörern war eine Schwäbin, die blinde Rosalie Leser, eine feingebildete Frau, die mit Klara Schumann eng befreundet war. Diese Schwäbin erzählte dem jungen Brahms von den Schönheiten ihrer schwäbischen Heimat. Angeregt durch diese begeisterten Schilderungen trat Brahms am 10. August 1854 eine Reise nach Süddeutschland an. Unterwegs schrieb er an Klara Schumann, die sich damals in Ostende aufhielt, sehr beglückte Reiseberichte. Von Heidelberg aus wanderte er nach Heilbronn. Unterwegs sah er „bei schönstem Wetter viel Herrliches“. Von Eßlingen, das er von Heilbronn aus mit der Bahn erreichte, berichtete er, daß in dieser Stadt ein Stück „Eichendorff losgelassen sei: dunkle Mitternacht, die Brunnen verschlafen rauschen, verworrene Stimmen und tiefe Wehmut im Herzen“.

Daß er auf dieser Reise auch unser schönes Stuttgart berührte, wo es ihm außerordentlich gut gefiel, davon hören wir in einem Brief an Klara Schumann aus dem Jahr 1858, in welchem er der Freundin zuredet, die ihr angebotene Stelle als Lehrerin am Stuttgarter Konservatorium anzunehmen. Dadurch würde sich die Gelegenheit bieten, im Sommer „mit ihr zusammen durchs schöne Schwabenland zu streifen“. Auch hoffte er, auf diese Weise seinen Lieblingsdichter Ludwig Uhland persönlich kennen zu lernen, den er schon seit langer Zeit ins Herz geschlossen hatte. Johannes Brahms vertonte eine Reihe Uhland'scher Gedichte. Wer kennt nicht jenes herrliche Uhlandlied: „Ich hör meinen Schatz, den Hammer er schwinget?“

Aus gesundheitlichen Gründen konnte Klara Schumann die Stelle in Stuttgart nicht annehmen, infolgedessen fielen alle die schönen Pläne und Wünsche ins Wasser. Erst am 22. November 1881 ist es Brahms gelungen, nach Stuttgart zu kommen. In einem von der Hofkapelle veranstalteten Konzert spielte er sein kurz vorher fertig gestelltes B-Dur Klavierkonzert aus dem Manuscript. Acht Tage vorher erhielt er von Klara Schumann, die inzwischen eine Stelle am Konservatorium in Frankfurt angenommen hatte, einen Brief, in dem sie ihm folgenden Auftrag erteilt: „Du wirst in Stuttgart eine Frau Klinckerfuß (geb. Schultz aus Hamburg) kennen lernen. Sie wird Dir sicherlich vorspielen und bitte Dich recht sehr, mir dann zu sagen, wie sie spielt. Sie hat mich gebeten, im Januar, wo ich in Stuttgart konzertierte, die Variationen für zwei Klaviere von Robert mit ihr zu spielen. Gern will ich ihr nutzen und es tun, aber ich weiß nicht, wie sie spielt, auch müßte sie in meiner Soiree die Lieder von Zur Mühlen begleiten, und wüßte ich gerne, ob sie gut begleitet und musikalisch ist. Bitte tu mir den Gefallen, sie mit be-

sonders kritischem Ohr anzuhören – gewiß wird sie Dir die Händel-Variationen vorspielen . . .”

Zur Erfüllung dieses Auftrags hatte Brahms die beste Gelegenheit dadurch, daß er bei Familie Klinckerfuß zu Gast war. Frau Johanna Klinckerfuß, die berühmte Klavierschülerin von Franz Liszt, fühlte sich als Hamburgerin mit ihrem Landsmann besonders verbunden. Sie und ihr Mann taten ihr Bestes, um ihrem Gast den Aufenthalt in Stuttgart so angenehm als möglich zu machen. Sogar seine Lieblingsspeise, saurer Aal mit Salbei und Kartoffelsalat wurde serviert.

Noch mit einer andern Schwabenfamilie kam Johannes Brahms in freundschaftliche Beziehung. Im Sommer des Jahres 1887, bei einem Kuraufenthalt am Thuner See, lernte Brahms Herrn und Frau Professor Kugler aus Tübingen kennen. Der Vater Professor Kuglers hatte im Jahr 1830 sein berühmtes „Skizzenbuch“ veröffentlicht, das eine Auswahl von Gedichten, Zeichnungen und musikalische Kompositionen des vielseitig begabten Kunstgeschichtlers enthielt. Sehr gerne hätte Brahms sich dieses Buch einmal angesehen und versprach deshalb, Familie Kugler in Tübingen zu besuchen, um das Büchlein selbst abzuholen. Im Sommer 1888 kam er darauf zurück. Da er aber kein Geschenk provozieren wollte, so schrieb er an Frau Kugler: „. . . daß ich nicht in Stuttgart war, haben Sie gemerkt, da ich in Tübingen nicht anklopfe. Nun ist es auch viel wichtiger, daß Sie den Sommer hierher (an den Thuner See) kommen und für den günstigsten Fall hätte ich eine kleine Bitte. Ihr Herr Gemahl besitzt das „Skizzenbuch“ seines Vaters. Könnten Sie es nicht in den Koffer legen und mich anschauen lassen? Es muß recht selten sein – ich wenigstens habe es nicht aufzutreiben können.“

Da Familie Kugler nicht nach Thun reiste, so schickte Frau Kugler das Buch an Brahms. Er sandte das „allerliebste Büchelchen“ am 7. September 1888 mit bestem Dank zurück und bemerkte dazu noch, er werde sich erlauben, ihr einen kleinen musikalischen Nachtrag zugehen zu lassen. Es war das berühmte Ständchen op. 106 No. 1, eine Dichtung von Professor Kugler.

Selbst in Wien, der letzten Station seines Lebens, wurde Johannes Brahms von schwäbischen Freunden betreut und verehrt. Da war es vor allem das Haus des schwäbischen Instrumentenbauers Streicher, dessen Gründer Johann Andreas Streicher wir als Freund Schillers und als Gönner Beethovens, Haydns und Mozarts kennen lernten, wo Brahms in freundschaftlichster Weise aufgenommen wurde. Diese Beziehung zum Hause Streicher verdankte Brahms seiner Freundin Klara Schumann, die schon am 9. Dezember 1858 anlässlich einer Konzertreise nach Wien an Jhos. Brahms schrieb: „Ich weiß niemand, mit dem ich vorzugsweise gerne verkehrte hier; nur in der Familie Streicher fühle ich mich zu Hause.“ Daß sich diese Freundschaft auch auf Brahms übertrug, wird dadurch sichtbar, daß ihm kurz nach seiner Ankunft in Wien als Zeichen der Freundschaft ein herrlicher Flügel zur Verfügung gestellt wurde.

Da es dem Meister nicht geschenkt war, ein eigenes Familienleben zu begründen, so schlug er es doppelt hoch an, wenn ihm irgend eine Familie eine Heimat bieten konnte und dieses Glück spendete ihm in reichstem Maße die Familie Dr. Fellingers in Wien. Frau Fellinger war die Tochter der schwäbischen Komponistin Josephine Lang und des Tübinger Rechtslehrers und Dichters Chr. Reinhold Köstlin. Eines der schönsten Lieder, die uns Johannes Brahms schenkte, „Die Nachtigall“ hat Reinhold Köstlin, allerdings unter dem Pseudonym Chr. Reinhold, zum Verfasser. Maria Fellinger ist die Schöpferin der in Mürzzuschlag aufgestellten Brahmsbüste. Und nicht zuletzt war Maria Fellinger die kluge und zartfühlende Freundin des Meisters, die in Gemeinschaft mit ihrem Gatten alles Erdenkliche tat, um es dem einsamen Alternden und dessen Freunden in ihrem Haus wohl werden zu lassen. Brahms fühlte sich bei Familie Fellinger wirklich „zu Hause“. Den Weihnachtsabend verbrachte der Meister regelmäßig bei ihr. Eine der letzten Weihnachtsbescherungen, die vom Jahr 1891, hatte Frau Fellinger besonders reizvoll gestaltet. Die Hausfrau führte ihn zum Gabentisch. Was fand er vor? Ein aufgeputzter Damentoilettentisch stand vor ihm – Frau Fellinger kannte seine Schwäche für kosmetische Dinge. Die Schminktiegel und Pudertöpfe waren mit Pasteten angefüllt und aus den Parfümflaschen dufteten feine Liköre.

Wie sehr Brahms diese Freundschaft schätzte, verrät ein Brief, den er im Sommer 1884 an seinen Freund, den Musikkritiker Hanslick in Wien richtete. Er bittet ihn, sich um den Cellisten Hausmann, der seine Cellosonate op. 38 so prachtvoll spielen konnte, anzunehmen. Hausmann wohnte mit seiner Mutter bei Fellingers. Brahms schreibt in dem Brief: „Sehr hübsch wäre es, wenn Du bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft der netten Leute machtest. Frau Fellinger ist eine Tochter von Josephine Lang-Köstlin und eine gar reizende und talentvolle Frau.“

Das schönste Denkmal dieser Schwabenfreundschaft hat Brahms selber gesetzt in der schlichten Vertonung des Liedes: „Da unten im Tale lauft's Wasser so trüb, und i kann dirs net sagen, i hab die so lieb.“ Lassen wir Maria Fellinger die Entstehungsgeschichte des Liedes selbst erzählen: „Hanslick forderte mich einst auf, ihm und Brahms ein schwäbisches Volkslied zu singen, was ich aber nie getan haben würde, obwohl ich ja eine geborene Schwäbin bin. Ich redete mich damit aus, ich wüßte gar keines. Da lachte Brahms: Na, wenn Sie keines wissen, dann will ich Ihnen eines geben, und als wir einige Zeit später bei ihm waren, nahm er aus seinem Strohhut das auf zierliches blaues Notenpapier geschriebene „Da drunten im Tale“ heraus, auf das er oben drüber geschrieben hatte: „Schwäbisches Volkslied – für eine liebe Schwäbin von Jhos. Brahms“ und schenkte es mir“ (op. 97 No. 6). Das war ein schönes Geschenk des Meisters an seine schwäbische Freundin und mit ihr an das ganze schwäbische Volk. Hermann Mall

Professor Gustav Wais 75 Jahre alt

In Stuttgart vollendet am 11. August bei Gesundheit und geistiger Frische der verdiente Geschichtsforscher der Stadt, Direktor a. D. Professor Gustav Wais sein fünfundsiebigstes Lebensjahr. Wie es nur wenigen vergönnt, kann der Jubilar an seinem Ehrentage auf ein selten reiches Leben, angefüllt von Arbeit, aber überaus reich gekrönt von Erfolg, zurückblicken. Von Beruf aus Journalist ist er durch seine langjährige Tätigkeit als Redakteur in der Stuttgarter Tagespresse und später als Verfasser wertvoller bau- und kunstgeschichtlicher Publikationen zur Bau- und Stadtgeschichte Stuttgarts weit über die Grenzen des Landes bekannt geworden. Politische Gründe veranlaßten ihn, 1936 seine journalistische Tätigkeit aufzugeben, was ihm aber jetzt erst recht die Möglichkeit verschaffte, sich in seinen späteren Lebensjahren seiner alten Liebe, der Vergangenheit Stuttgarts, mit Leidenschaft und ganzer Seele zu widmen.

Professor Wais ist mit einer fast fanatischen Liebe zur Geschichte und Vergangenheit seiner Vaterstadt Stuttgart verwurzelt. Als die Früchte seiner Jahrzehnte währenden Studien, wozu ihm seine schon in frühesten Jahren angelegte und in einem langen Leben zusammengetragene überaus reichhaltige Sammlung von Plänen, Stichen und sonstigen Dokumenten zu Stuttgarts Baugeschichte die beste Grundlage gab, hat er nicht nur seine Vaterstadt, auch jeden Heimatfreund und selbst den Kenner und Forscher Alt-Stuttgarts mit vielen wichtigen Veröffentlichungen über die bauliche Vergangenheit der Landeshauptstadt beschenkt. All diese gewichtigen Publikationen sind heute für jeden um so kostbarerer Besitz, als der furchtbare Bombenkrieg fast ganz Stuttgart seiner einstigen baulichen Schönheiten, Denkmäler und sonstigen Kulturwerte beraubte.

Überall im Ausland, wo schon immer Schwaben lebten, vor allem in Amerika, haben die stadt- und baugeschichtlichen Stuttgarter Bücher von Gustav Wais einen unglaublichen Anklang, noch mehr Jubel, gefunden, der sogar die dankbare Anerkennung, mit welcher der Verfasser hier in der Heimat für seine unermüdliche Arbeit belohnt wurde, bei weitem noch übertrifft. So schrieb z. B. die New Yorker Staats-Zeitung und Herold, New York bei Erscheinen seiner „Alt-Stuttgarts Bauten im Bild“: „Es bedeutet diese Publikation mehr als ein Bilderbuch für schwäbische Lokalpatrioten und an geistigen Erinnerungsorten interessierte Deutsche und Ausländer. Gustav Wais hat in seinem Großformatwerk ein sprechendes Denkmal geschaffen und das unsterbliche Herz einer berühmten Stadt festgehalten.“ Und für die noch lebende ältere Generation der Stuttgarter dürfte es kaum ein Geschenk geben, das ihre Erinnerung aus der Jugendzeit so lebendig auflieben läßt wie diese heute vorliegenden acht Bände mit einer Unzahl von unbekannten Bildern. Vor allem wird die junge Generation zu den gründlich fun-

dierten Wais'schen Bänden greifen, da ihr erst aus diesen ersichtlich wird, wie viel kostbares Kulturgut nicht nur durch den Krieg, sondern auch durch den Unverstand und mangelnden Sinn für das geschichtlich Gewordene zugrunde ging.

Als auf Veranlassung der amerikanischen Militärregierung im Jahre 1945 eine städtische Kommission zur Erhaltung der Baudenkmale und Kunstwerke der Stadt Stuttgart gegründet worden war, wurde der Jubilar zu deren Vorsitzendem berufen. Auch leitete er bis 1948 kommissarisch das Württ. Landesamt für Denkmalpflege. Der größte Ehrentag seines Lebens dürfte für den Jubilar der Tag der Einweihung der neuen Stiftskirche gewesen sein, für deren Wiederaufbau er sich mit wahrer Leidenschaft unter Hingabe vieler Opfer, Arbeit, Idealismus eingesetzt hatte, wie ja seine besondere Fürsorge überhaupt der Erhaltung all der vielen in Trümmern gelegenen historischen Kirchenbauten galt. So wird der Name Gustav Wais mit der Geschichte der Wiedererstellung der ehrwürdigen Stuttgarter Stiftskirche untrennbar verbunden bleiben. Am vornehmsten brachte dies Prälat Hartenstein zum Ausdruck, der ihn als den „Getreuen Ekkehard der Stiftskirche“ ehrte. Auch das 1949 ins Leben gerufene Aufbau-Komitee zur Neuerstellung des Gotteshauses ist in erster Linie sein Werk. Aufruf um Aufruf ließ er ergehen und brachte Mittel ein, die alle Erwartungen an Opferbereitschaft übertrafen.

Auf seine Initiative geht auch die Gründung des Städt. Lapidariums zurück, eine Sammlung geschichtlich und architektonisch wertvoller Steindenkmale der Stadt Stuttgart, die Prof. Wais, nur von wenigen Helfern unterstützt, oft unter schwierigsten Verhältnissen geborgen und dadurch vor sicherer Zerstörung bewahrt hat. Auch um die Wiederherstellung des schönen Chors der Hospitalkirche mit der neuen Aufstellung der tief empfundenen berühmten Kreuzigungsgruppe von Hans Seyffer v. J. 1501, einem der schönsten gotischen Denkmale Schwabens, hat sich Prof. Wais große Verdienste erworben.

Gustav Wais, der uns das verklungene „Alt-Stuttgart“ wenigstens in der Erinnerung und im Bilde wieder geschenkt hat und dessen Name in der Geschichte der Nachkriegsjahre unserer Landeshauptstadt immer genannt werden muß, kennt noch kein Ausrufen, denn er hat sich noch große Aufgaben auf dem Gebiete der Stadtgeschichtsforschung zum Ziel gesetzt. Sein unermüdliches Schaffen wird noch kommende Generationen zum Dank verpflichten. Möge es Prof. Wais vergönnt sein, noch recht lange zum Besten der Allgemeinheit für die Erhaltung der kulturellen Güter unserer Stadt Stuttgart zu wirken und die unermüdliche Kraft des Jubilars der Stadtverwaltung noch viele Jahre zum Nutzen sein!

Walter Weber

Einen Band Essays, Reden und Aufsätze legt Otto Heuschele unter dem Titel *Weg und Ziel* vor (Erich Hoffmann-Verlag, Heidenheim; 368 Seiten; 15,80 DM). Ein Bekenntnis, ebenso eine Verpflichtung spricht sich in diesem – nicht zufällig gewählten – Titel aus. Denn die rund 30 Betrachtungen, die in dem Buch vereint sind, zeichnen die im Prozeß des eigenen dichterischen Schaffens erlebten Begegnungen mit den zeitlosen Werten abendländischer Überlieferung nicht nur auf, sondern suchen sie zugleich aus dem Rahmen rein persönlicher Erfahrung und Bedeutung zu lösen und für die ganze Zeit fruchtbare zu machen. Es ist also die Absicht des Buches, durch alles, was es an Besinnung und Rechtfertigung gibt, die fortwährende Kraft geistigen Lebens auch in uns zu reiner Wirkung zu bringen. Dergestalt wird jenes Ziel verwirklicht: „Bewahren der Überlieferung nicht um ihrer selbst, sondern vor allem um der Gegenwart und der Zukunft willen.“ Dieses Erbe, in dem Heuschele ein „wesentliches Lebenselement“ unserer und einer künftigen Zeit erblickt, betrachtet er mit jener Ehrfurcht und Liebe, die an das Geheimnisvolle und Wunderbare zu röhren vermag, ohne es zu zerstören. Eine Haltung also, die sich mit dem Adel des Menschlichen, Humanen von vornherein im Einklang findet, prägt den Charakter dieses Buches. Das bekunden bereits die beiden ersten Abschnitte, deren Themen sich aus der Begegnung von Klassik und Gegenwart angesichts der Goethischen „Forderung des Tages“ ergeben. Und von gleicher Art ist die anschließende Auseinandersetzung mit dem „Vermächtnis“ selbst: mit dem Geistesgut des Abendlandes, das vor allem in Literatur und Kunst der „Deutschen Bewegung“ ansichtig gemacht wird. Die Betrachtungen etwa über „Goethes Westöstlichen Divan“, „Novalis“ oder „Bettina von Arnim“ lassen auf eine wahrhaft beglückende Weise die Wiedergeburt und Verewigung der Welt im schöpferischen Erlebnis und darum auch die Steigerung des Persönlichen ins Zeitlose erfahren. In allen diesen Essays aber ist es die Frage nach dem Sinn und Auftrag der Dichtung, die ihnen den Atem des vollen Lebens gibt. Aus solcher Sicht gelingt es der Kunst des deutenden Vermittlers, das Vergangene als geistige Bewegung aufzufangen und deren Energien auch in das Weltgefühl der heranwachsenden Generation befruchtend einstrahlen zu lassen.

Emil Wezel

Esslinger Studien. Herausgegeben vom Kulturamt der Stadt Esslingen am Neckar. Bd. 3. 1957.

In bewährter Weise hat Otto Borst den dritten Band der Reihe zusammengestellt und zugleich den für einen größeren Leserkreis wohl wichtigsten Aufsatz beigesteuert. Er gibt darin eine Übersicht über die in den letzten zehn Jahren erschienenen Arbeiten zur Geschichte der schwäbischen Reichsstädte. In kritischen Bemerkungen, die die Zusammenstellung beleben und bereichern, bemüht sich Borst, Wesen und Bedeutung der Reichsstädte klarzustellen. Für die noch wenig erforschte Spätzeit fordert er mit Recht die Überprüfung mancher althergebrachter Beurteilungen. Für die Früh- und Blütezeit der Städte vermisst man die Erwähnung und Auswertung der neueren stadt- und wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten von Hektor Ammann.

Die vier anderen Aufsätze beschäftigen sich mit örtlichem, ohne sich darin zu verlieren. Helmut Döllker geht der territorialen Gebundenheit der Mundart anhand des Alteßlinger Beispiels nach. Hans Andreas Klaiber deutet das Programm des 1726 entstandenen Bilderzyklus im reichsstädtischen Rathaus mit Hilfe der barocken Bilder-

sprache. Bernhard Zeller würdigt den Lenau- und Kerner-Freund, den Dichter Graf Alexander von Württemberg, der in seinem ruhelosen Erdenleben in Serach bei Esslingen eine Heimat suchte. Dem mittelalterlichen Siedlungs- und Flurbild der Reichsstadt Esslingen geht Friedrich Fezer nach, mit einer erstaunlichen Fidigkeit im Aufspüren von Gegebenheiten, die der Forschung weiterhelfen können. Wenn auch in diesem Aufsatz naturgemäß das Lokale sehr stark zu Wort kommt, so geht der Fernerstehende doch auch nicht leer aus. Bereits K. S. Bader (Schwäbischer Untergang S. 37) hat andeutungsweise auf die Vermarkung durch Feldkreuze hingewiesen. Deshalb ist es von allgemeiner Bedeutung, daß es Fezer gelungen ist, den Grenzverlauf der ursprünglichen Esslinger Markung mit Hilfe von Kreuzen und Kreuzbildern zu rekonstruieren. Fezers Gedanke und seine Beweisführung werden auch anderwärts die Erforschung der Frühzeit der Gemeinden und der Markungen fördern können.

Neben dem reichhaltigen Inhalt empfiehlt sich das Heft durch gute Ausstattung und Bebilderung, so daß man ihm weite Verbreitung wünschen darf.

Hans Jänichen

Seiffen glei bei Blaubeura. Beiträge zur Heimatkunde eines Albdorfes. Hrsg. im Auftrag des Liederkranzes Seiffen 1846 von Hans Binder und Willi Goller. Seiffen Krs. Ulm, 1. Juni 1958. 107 Seiten. DM 2,50 (Vertrieb außerhalb Seiffens: Mangoldsche Buchhandlung, Blaubeuren).

Der Anlaß für die Herausgabe dieser ansprechenden kleinen Schrift war das 100jährige Jubiläum des Seiffener Liederkranzes. Ein Bericht aus der Geschichte des Gesangvereins steht jedoch bescheiden am Schluß und hat breiten Raum gelassen für zahlreiche Beiträge zur Heimatkunde Seiffens aus der Feder verschiedener Verfasser, die dem Ort eng verbunden sind.

Die einzelnen Aufsätze runden sich zu einem Bild vom Wandel der Naturlandschaft in eine geschichtlich gewordene Kulturlandschaft, in deren Mittelpunkt der Mensch als ihr Träger steht. Die geologisch-morphologischen Verhältnisse der Flächenalb, sowie ihre natürliche Pflanzen-, Tier- und Vogelwelt werden beschrieben, Witterungsverhältnisse und ihre Auswirkungen – im Laufe 70jähriger Beobachtungen festgehalten – werden geschildert, und die heutige Land- und Forstwirtschaft wird vor dem Hintergrund der früheren Zustände gezeichnet, um ihre Fortschritte hervorzuheben. In die früheste Geschichte der Gemarkung Seiffen wurde Licht gebracht durch die Ergebnisse der Ausgrabungen in der Zwickerhöhle; interessante kulturelle Hinterlassenschaften eiszeitlicher Jägertrupps wurden dort sichergestellt. Einzeldarstellungen aus der späteren Geschichte Seiffens zeigen die Bauern als Untertanen des Klosters Blaubeuren, erzählen vom Bau der Nikolauskirche und vom Spitalhof und berichten aus den schweren Zeiten der Franzoseneinfälle im Jahr 1800. Ein Kapitel Familiengeschichte ist zugleich Ortsgeschichte; ebenso werden die Flurnamen als geschichtliche Quellen ausgewertet. Dieser volkskundliche Teil wird noch ergänzt durch einen Abschnitt über Sagen und Bräuche.

Nirgends wird in diesem Bändchen der Rahmen eines lokal begrenzten Heimatbuchs gesprengt; es will nicht mehr scheinen als es ist und verweist deshalb da und dort auf das weitgreifende Blaubeurer Heimatbuch. Trotzdem verdient die Schrift mehr als nur örtliches Interesse. Kann doch die zuverlässige Kenntnis eines einzelnen Albdorfes dem Leser die Augen öffnen für gleiche oder ähnliche Probleme und Erscheinungen an anderen Orten der Alb und so zur Vertiefung einer Gesamtschau der Schwäbischen Alb beitragen.

J. Hampp

Wegweiser zur Bauernhausforschung, Heft 11 der Bayrischen Heimatforschung, 1957, von Torsten Gebhard. —

Das mit 70 Zeichnungen von Werner Meyer versehene 238 Seiten starke Büchlein behandelt das Bauernhaus innerhalb der bayrischen Landesgrenzen. Es wird indessen gerade vom württembergischen Hausforscher dankbar begrüßt werden. Verzähnen sich doch die Hauslandschaften längs der bayrisch-württembergischen Grenze auf das engste. Eine ausführliche Besprechung wird nicht nur im Hinblick hierauf gerechtfertigt sein, sondern auch in Anbetracht der Tatsache, daß die württembergische Hausforschung früher oder später in ihrem Bereich um die Fragen, vor die das bayrische Werk den bayrischen Heimatforscher stellt, nicht herumkommen wird. So stellt uns etwa dasselbe gleich eingangs vor die Tatsache, daß es „die allgemeine Kenntnis der deutschen Bauernhausformen“ voraussetzt, dazu auch „Kenntnisse theoretischer und praktischer Art, die für eine erfolgreiche Forschungsarbeit unerlässlich sind“; auch sind alle Erörterungen über Baustoffkunde und Hochbaukonstruktionen ausgeschaltet worden. Dies macht sich nachteilig im Abschnitt „Methodik und Terminologie“ bemerkbar, wo der Leser gerne etwas über die verschiedenen Methoden der Bauernhausforschung hören und die zahlreich verwendeten Fachausdrücke erläutert haben möchte. Auch im Abschnitt über Baumaterial und konstruktive Elemente vermissen wir alle genauen Bestimmungen der termini technici, so etwa eine Charakterisierung der sehr grundlegenden und folgenreichen Unterschiede zwischen Pfettendach (in seinem Verhältnis zum Wandhaus) und Sparrendach (in seinem Verhältnis zum Dachhaus), Wohnspeicherbau und Wohnstallhaus, und auch später bleiben Begriffe wie Mittertenn- und Mitterstallhaus, Eckfletzhaus usw. unerörtert. Die verschiedenen Fachwerk- und Blockbautechniken werden nur andeutungsweise erwähnt. Wie betont: das Büchlein will dies gar nicht. Wäre es indessen bei der etwaigen Abfassung eines württembergischen Wegweisers zur Bauernhausforschung nicht besser, voraussetzunglos aufzubauen und so gerade dem Heimatfreund, dem Volksschullehrer oder dem Pfarrer die Mitarbeit zu ermöglichen?

Den württembergischen Hausforscher wird Kapitel I (Hausgeographie, Hausformenlandschaften) mit den Unterabteilungen „Unterfranken“, „Mittelfranken“ und „Schwaben“ am meisten interessieren. Er wird dabei freilich nicht ganz auf seine Rechnung kommen. Er würde beispielsweise mehr hören über die Dreiseitanlage mit quer aufgeschlossenem, eingeschossigem Wohnhaus samt Lage der Stallungen, der Scheuer und anderer Nebengebäude. Dazu hätte man gerne Näheres über die Verbreitung dieses Typs, auch in seiner gestalteten Variante, vernommen, sodann etliches über das Einheitshaus des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts und endlich den Anteil des Weinbaus an der Gestalt des Hauses (Keller). In Schwaben kommt das Bauernhaus des Allgäus nur mit einer kurzen Erwähnung weg, ganz zu schweigen von einer Nennung der Unterschiede zwischen Unterallgäuer, Oberallgäuer und Gebirgsrandhaus. Der grundlegende Aufsatz von A. Ullrich wird nicht genannt. Infolgedessen mußte auch im Abschnitt über Feuerstelle und Ofen die „Leuchte“ als „Episode in der Geschichte des Beleuchtungswesens“ bezeichnet werden, während sie nichts anderes war als das Rudiment eines früheren Rauchstubenhauses.

Eine klare Übersicht über die verschiedenen Bauernhaustypen gibt das Kapitel Hofformen. Haufen- und Gruppenhof werden mit Recht in das 8. Jahrhundert zurückgeführt, wobei allerdings nirgends Bezug auf die alten Gesetzeswerke genommen wird — bei uns wäre die lex Alamanorum zu nennen —; Lauffers und Helboks diesbezügliche Arbeiten hätten in dieser Verbindung eine

Hervorhebung verdient. Indessen fehlen leider gerade in diesem Kapitel die sonst angehängten Literaturhinweise. Dies macht sich im Zusammenhang mit dem Verzicht auf die Darstellung der geschichtlichen Entwicklungszusammenhänge recht störend bemerkbar. Zwar folgt am Ende ein Kapitel „Geschichtliche Tiefenforschung“, in dem Grubers Verdienste um die Erforschung des bayrischen „Haupthauses“ zur Geltung kommen, alles übrige bisher Bekannte jedoch im Dunkeln bleibt. An der Angabe wichtiger Literatur gebricht es hier nicht, indessen ohne die oben genannten Werke und ohne die Nennung von Bruno Schiers grundlegendem Werk über die Hauslandschaften.

Im Abschnitt über Einfirstanlagen wird sehr richtig auf die verhältnismäßig junge (spät- bis nachmittelalterliche) Abkunft des Einhauses hingewiesen. In der Hauptsache wird zwischen dem Eckfletzhaus, dem Mittertenn- und Mitterstallbau unterschieden. Man wird indessen scharf darauf achten müssen, daß mitten durch diese Hausformen hindurch die Scheide zwischen dem westgermanischen Wohnstallhaus und dem ostgermanischen Wohnspeicherhaus im Sinne von Bruno Schier verläuft. Die von K. Ilg hervorgehobenen giebelseitig aufgeschlossenen Seitenflurhäuser ohne Rauch (mit kaltem Flur oder Laube) haben dabei die engsten Beziehungen zu traufseitig aufgeschlossenen Häusern derselben Art; sie gehören zum Wohnspeichertyp Schiers, während die traufseitig aufgeschlossenen Seitenflurhäuser mit Rauch (im „Haus“ oder „Ern“) ein Wohnstallgefüge im Sinne Schiers voraussetzen. Daß dabei die Mittertennbauten die älteste Prägung — innerhalb dieses Wohnstallgefüges — darstellen, verdiente, deutlich gesagt zu werden, da sonst die Gefahr besteht, nur die Mitterstallbauten, wie geschehen, dem Wohnstalltyp zuzuschreiben. Das ferner erwähnte, wenn auch nicht beschriebene „gestelzte Haus“ weist den württembergischen Hausforscher entschieden auf sein „Ackerbürgerhaus“, das sich jedoch in den stark verdichten Gebieten nicht nur in den Städten findet. Hier dürfte es sich um eine bewußt zweckmäßige Umwandlung eines alten, unter dem Einfluß des Sparrendaches giebelseitig aufgeschlossenen Mittertennbaues handeln, wobei der Ständerbau des Speichers für die Stelzung Anregung gegeben haben könnte. Daß das Weinbauernhaus dem gestelzten Bauernhaus (dieser Art) verwandt ist, wird richtig gesehen. In einem württembergischen „Wegweiser“ wäre unter den Nebengebäuden wohl auch ausführlich die Kelter zu behandeln. Weitere Wunschkapitel wären: das Haus des landlosen Seldners, Webers, Töpfers, Sandbauern und seine Entwicklung hin zu einer Art neuen Einheitshauses oder, auf der andern Seite, zum Arbeiterbauern- und Arbeiterhaus. Dabei verdiente die Dunk oder der Wirkgaden eine kurze Behandlung. Den Siedlungsformen in ihrem Einfluß auf das Bauernhaus, dem Etter als Rechtsgrenze, der Aufteilung der Allmand, den Veränderungen in der Landwirtschaft in der 2. Hälfte des 18. bis in die 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, wäre größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Bei den Betriebsgrößen dürfte auf eine Darstellung der Verbreitung und womöglich auch der Geschichte der Erbsitten nicht verzichtet werden, wobei die den Teilungen entgegenwirkenden grundherrschaftlichen Gesetze zu beachten wären. Der Abschnitt über künstlerischen Schmuck sollte auch die Besprechung der Symbolik einschließen. Schließlich dürften wir die Übersicht über die Fachliteratur der verschiedenen Arten nicht allzusehr mit dem Hinweis auf die Möglichkeit der Benützung der Bauernhofbibliographie von K. A. Sommer beschneiden. Um das Gesamtwerk ist die Bayrische Bauernhausforschung zu beneiden. Es wird auch für jeden Bauernhausfreund in Württemberg unentbehrlich sein. Möge ihm bald ein württembergischer Wegweiser zur Bauernhausforschung folgen.

A. Schabl

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Pfingsttage 1958

Die dem fürstlichen Hause Waldburg gewidmete Pfingsttagung dieses Jahres hatte die stattliche Zahl von rund 120 auswärtigen Teilnehmern nach Ochsenhausen gezogen. Die festliche Eröffnung fand, wie üblich, am Abend des Pfingstsamstag im Festsaal der Lehrerinnen-oberorschule, dem früheren Bibliotheksaal des Benediktinerklosters als gemäßer Umgebung statt. Sie erhielt durch die Anwesenheit des Chefs des fürstlichen Hauses Waldburg, Seiner Durchlaucht Fürst Georg, ihre besondere Bedeutung. Eingangs entrichtete Bürgermeister Habrik das herzliche Willkommen der Stadt Ochsenhausen, die in diesem Jahr in bewährter Gastfreundschaft Besonderes für die angemessene Unterbringung der zahlreichen Teilnehmer getan hatte. Sodann begrüßte Stadtpfarrer Reich namens des verhinderten Hausherrn Oberstudiedirektor Rosenstock, wobei er der Freude darüber Ausdruck gab, daß der oberschwäbische Raum mit seinen Schlössern, Burgen und Kirchen die Heimatfreunde des ganzen Landes nicht mehr loslässe; zugleich gab er dem Wunsche Ausdruck, daß die Pfingsttage in Ochsenhausen dazu beitragen, jenen Raum immer besser kennen und mehr lieben zu lernen. Dem Vorsitzenden des Bundes, Dr. W. Kohlhaas, blieb, für so vielfältig erwiesene freundwillige Gesinnung allerseits herzlich zu danken, wobei er Seiner Durchlaucht Fürst Georg den besonderen Dank für die Gewährung der Besichtigung der Schlösser in Wolfegg und auf Zeil aussprach. Er versicherte, daß der schwäbische Heimatbund Oberschwaben und Ochsenhausen weiterhin in Dankbarkeit die Treue halten werde, und gab der Überzeugung Ausdruck, daß der Reichtum des Landes zwischen Donau und Bodensee jede künftige Tagung zu einem neuen hohen Erlebnis machen werde.

Den Festvortrag hielt Archivdirektor Dr. Rudolf Rauh, der um die Ordnung und Erschließung der Archive in Zeil und Wolfegg hoch verdiente Leiter der fürstlich und gräflich waldburgischen Archive und Bibliotheken. Es ist hier nicht möglich, seine Ausführungen zum Thema „Die Reichserbruchsesen von Waldburg und ihre Bedeutung für Schwaben und das Reich“ auch nur andeutungsweise wiederzugeben. In fast lückenloser Folge erstand vor den

Zuhörern eine Art „Truchsessengalerie“ unter Würdigung der bedeutendsten Leistungen der einzelnen Persönlichkeiten für Schwaben und das Reich. Wer das große Werk von Vochezer über die Geschichte des Hauses Waldburg kannte, war erstaunt, wie viel Neues von Wichtigkeit beigetragen wurde und wie treffend der Vortragende das bisher Bekannte zusammenfaßte und beurteilte. Von besonderem Interesse waren dabei seine Erörterungen der frühen Geschichte des Hauses Waldburg, vor allem im Hinblick auf dessen edelfreie Abkunft. Es bleibt, zu wünschen, daß der Vortragende bald eine „Kleine Geschichte des Hauses Waldburg“ herausgeben möge, damit seine Arbeit auch einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht und diese über die Bedeutung des Hauses Waldburg unterrichtet werde. Eine Würdigung des Truchsessen Wilhelm d. A., der 1519 in Württemberg als kaiserlicher Statthalter eingesetzt wurde, soll in diesen Blättern erscheinen.

Damit sich zur Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung die Anschauung geselle, wurden am Pfingstmontag die wichtigsten Denkmale der Geschichte des Hauses Waldburg besichtigt, nämlich die Schlösser in Waldsee und Wolfegg, die Waldburg sowie Neutrauchburg und Zeil. Dabei erwies sich Archivdirektor Dr. Rauh nicht nur als kundiger Kenner, sondern als gewinnender Führer, so daß es eine Lust war, zu sehen und zu hören. Er hatte zudem die Mühe nicht gescheut, in Zeil zwei Ausstellungen vorzubereiten, welche die seltensten archivalischen und bibliophilen Kostbarkeiten umfaßten. Ferner hatte Seine Erlaucht Graf Johannes im Schloß Wolfegg eine Auslese wertvoller graphischer Arbeiten aus dem Besitz des Hauses Waldburg zusammengetragen. So konnten die Teilnehmer die köstlichsten, im allgemeinen unzugänglichen Schätze bewundern, alte Kaiserurkunden und wichtige diplomatische Stücke, das Fragment des Römerbriefes in karolingischer Minuskel der Zeit um 820, einen Codex der Genesis von etwa 950, eine griechische Handschrift des Johannes Chrysostomus der Zeit um 1100, einen Augustinuskommentar von 1110–20, einen Codex Justinianus aus staufischer Zeit mit Rand-

glossen, einen Codex Decretalium derselben Epoche, eine Bibel von 1304 mit ganzseitigen Initialen, die einen Stammbaum Christi einschließen, ein Marienofficium des 15. Jahrhunderts und vieles andere mehr bis hin zu den Bildberichten in Federzeichnungen des Abtes Murer von Weingarten über den Bauernkrieg. Dazu kamen, wie bedeutet, Hans Burgkmaier Truchsesschronik, sein Weisskunig, das Missale des Kardinals Otto Truchsess von Waldburg (Augsburg, 1555) und Stiche sowie Radierungen nach Pollajulo, Baroccio, Testa, Rembrandt, Dürer, Schongauer, Cranach.

Wenn aus all dem die geschichtliche, kultur- und kunstgeschichtliche Bedeutung des Hauses Waldburg greifbar anschaulich und lebendig wurde, so war der Vortrag von Pfarrer G. Bischof aus Steinhausen über Dominikus Zimmermann und die damit verbundene Führung von Dr. A. Schahl zu den Kirchen von Gutenzell, Buxheim und der Wies dazu bestimmt, die Persönlichkeit und künstlerische Leistung des bekannten Barockbaumeisters aufs Neue in Erinnerung zu rufen. Es war wieder ein reiner Genuss, Pfarrer Bischof schlicht und immer zum Wesentlichen sprechen zu hören, dies zu seinen eigenen Aufnahmen, welche den ganzen Zauber der wiedergegebenen Baukörper und Räume fassen und die diesen eigene Macht der Verwandlung besitzen. Es war so dem Führenden ein Leichtes, bei der anschließenden Fahrt des Pfingstdienstag die Teilnehmer auf das rechte Verständnis und innerste Erlebnis von Form und Gehalt der Werke Zimmermanns zu lenken. In Gutenzell führte zudem Pfarrer Kammerer Sonntag; seine Führung trug wesentlich dazu bei, daß den Teilnehmern Gutenzell als das deutlich wurde, was es war und ist: eine Denkstätte der in den Zisterzienserinnenklöstern des 18. Jahrhunderts gepflegten neuen Mystik, die ihren gemäßen Ausdruck im Baulichen findet, womit sich das ekstatische und visionäre Element in Stuck und Malerei glücklich verbindet. Wem der tiefere religiöse Sinn des geistlichen Rokoko noch nicht klar war, dem erschloß er sich hier in kristallener Reinheit. Pfarrer Kammerer Sonntag ist es zu verdanken, daß die Kirche von Gutenzell als Umbau Zimmermanns nachgewiesen werden kann; da dessen Tochter Maria Alexandra Äbtissin von Gutenzell war, lag seine Berufung nahe. Daß der Schwäbische Heimatbund nicht nur Ältestes in Treue bewahrt wissen will, sondern zugleich allem neu Entstehenden freundlich zugewandt ist, um es danach zu befragen, in welchem Sinne es „Heimat“ bildet, bewies die Ausstellung der Werke von Alfred Wais aus Blaubeuren. Sie ging auf den Beschuß des Vorstandes zurück, bei den Pfingsttagen in Ochsenhausen alljährlich den Teilnehmern einen oberschwäbischen Künstler vorzustellen. Die Gemälde und Farblithos von Alfred Wais boten sich im ehemaligen Bibliothekssaal ausgezeichnet beleuchtet dar. Damit war die Vor-

aussetzung für das rechte Verständnis gegeben, zu dem Dr. A. Schahl in seiner Eröffnungsansprache hinführte. Er wies zunächst darauf hin, daß die Bilder von Alfred Wais zwar Natur und Landschaft, ebenso den Menschen unserer Heimat darstellen, dazu häusliche Motive, Blumenstillleben und dergleichen, den Kreis des Gewohnten und Vertrauten aber in einer Umwertung aller Werte ein anderer Kreis übergreift, ohne ihn aufzuheben: der Farbenkreis. Es ist, als sei ein wahres Farbengewitter über das Dargestellte niedergegangen. Was Alfred Wais an Heimatlichem darstellt, ist gerade in dieser Beziehung nicht so wichtig als wie er es gibt. Denn in diesem Wie offenbart sich nicht nur die andere neue Form, sondern in ihr auch ein neuer Gehalt, ein anderer Sinnzusammenhang, eine gültige Ordnung. In diesem Zusammenhang wurde gesagt: „Es ist vielleicht das beste Zeugnis, das man den Wais'schen Bildern geben kann, daß man sagt, sie seien wie geschaffen, den Augen-Sinn zu stählen. Eben nicht bloß das Auge, sondern den Augen-Sinn. Denn dieser Sinn weiß um mehr als das zufällig und willkürlich Bunte, das nach Goethe nur das „Empirische“ ist. Er liebt das geordnet Farbige, er weiß um die Verwandtschaft der Farben im Licht, um die Harmonien gesetze und den Kontrapunkt der Farben. Oder vielmehr: er fordert diese Ordnung und diese Gesetze von sich aus. Er fordert sie kategorisch, durchaus im Kantischen Sinn. Denn unser Augensinn ist das Organ eines körperlich, seelisch und geistig vernünftig geordneten Organismus, der sein Geordnetsein im Bilde rein verkörpert zu finden begehrkt. Goethe sagt dazu: „Die Farben, die wir an den Körpern erblicken, sind nicht etwa dem Auge ein völlig Fremdes, wodurch es erst zu dieser Empfindung gleichsam gestempelt würde: nein, dieses Organ ist immer in der Disposition, selbst Farben hervorzubringen und genießt einer angenehmen Empfindung, wenn etwas der eigenen Natur Gemäßes ihm von außen gebracht wird.“ Oder, noch wichtiger, an anderer Stelle: „Und so bildet sich das Auge am Licht für's Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.“ Dies ist es also: das äußere Licht als Spiegel des inneren.“

In diesem Sinne stellte der Vortragende die Wais'schen Bilder als „Taten und Leiden des Liches“ dar, wobei er Vergleiche zwischen diesen und der Goethe'schen Farbenlehre zog, vor allem hinsichtlich dessen, was Goethe das „charakteristische Colorit“ nennt, das in männlicher Weise ohne Furcht in alle Gegensätze des farbigen Lebens geht, die Leiden des Liches bis zur Neige ausschöpft und sie durch dessen Taten überwindet, in denen eine tiefe und letzte Freude *dennoch* siegt.

Der Widerhall der Ausstellung bei den Teilnehmern war stark; etliche erwarben ein Bild.

Ostschwäbische Tage

Eine ausführliche Besprechung folgt in Heft 5.

Jahreshauptversammlung 1958

Zum sechsten Mal hielten der Schwäbische Heimatbund und der Verband der württ. Geschichts- und Altertumsvereine am 14./15. Juni gemeinsam ihre Jahreshauptversammlungen ab. Nach der Eröffnung durch Prof. Dr. Dölker im gut besetzten Saal des Rathauses der Stadt Ulm wurde wie üblich auch diese Tagung durch zwei Fachreferate eingeleitet. Eingangs sprach Stadtarchivar Dr. Max Huber über „Die Reichsstädte im schwäbischen Kreis“. In überzeugender Weise wurde dargetan, wie sich ab der Mitte des 16. Jahrhunderts dem ständischen Einungsgedanken neue Möglichkeiten über die Kreisverwaltungen eröffnete. Freilich stellen die Kreise keine genossenschaftlichen Organisationen bündischer Art dar, sie sind vielmehr hervorgegangen aus Organen des Reichsorganismus selber, entwickeln sich immer mehr zu Selbstverwaltungskörpern innerhalb ihrer territorialen Grenzen. Hauptaufgabe war dabei die Aufrechterhaltung des Landfriedens und die Ausführung der Reichsgerichtsurteile. Die Kreiskonvente umfaßten im Schwäbischen Kreis 5 Bänke: 6 geistliche Herren, 7 weltliche Fürsten, 18 Prälaten, 28 Grafen und Herren, 31 Reichsstädte. Zu den Sitzungen luden die Herzöge von Württemberg und die Bischöfe von Konstanz, die das Kreisdirektorium innehatten. Seit 1681 hatten die Kreise stehende Truppen: 8 Regimenter zu 8000 Mann. Kreisoberst bzw. Kreisfeldmarschall war im Schwäbischen Kreis der Herzog von Württemberg. Als Kreisfestungen wurden Ulm und Heilbronn gehalten. Der Anteil der Reichsstädte am Kreisregiment war verhältnismäßig groß. Nicht nur, daß sie einen großen Teil der Sitze bei den Kreiskonventen einnahmen; ein Viertel der Kreistruppen war städtisch, trotzdem die Reichsstädte nur ein Siebentel der Bevölkerung im Schwäbischen Kreis stellten. Grundlegend für die Verteilung der Lasten wurde die Wormser Matrikel von 1521, wonach der Schwäbische Kreis ein Sechstel übertragen erhielt, wovon die Hälfte auf die Reichsstädte fiel. Nach dem dreißigjährigen Krieg erfolgte eine Senkung von einem Sechstel auf ein Zehntel (Terz von 1669). Auf Grund eines überholten Besteuerungssystems und der Ständeprivilegien konnte es jedoch geschehen, daß beispielsweise der Matrikularbeitrag des Herzogtums Württemberg von 2000 auf 1400, der Stadt Ulm von 900 auf 600 Gulden gesenkt wurde, wobei jedoch die Reichsstädte einen Verweis erhielten, weil sie eigenmächtig ihre Leistungen um eine Terz herabgesetzt hätten. Es gab also keinen Schutz der Reichsstädte gegen den Territorialabsolutismus. Auch auf dem Gebiet des Handels befanden sich die Städte in einem Abwehrkampf gegen den territorialen Merkantilismus. 1711 meldete Nördlingen, daß im Umkreis der Stadt von 2-3 Stunden etwa 700 Dorfmeister tätig seien und die Grafen von Öttingen Zünfte eingerichtet hätten. Dazu kamen Wareniederlassungen

in den Dörfern. So verlor die Stadt zunehmend das flache Land als Absatzgebiet. Am Straßenwesen, dessen Beaufsichtigung den Kreisdirektoren oblag, waren die Städte lebhaft interessiert, ebenso an der Bereinigung des Zollwesens, worunter auch ihr Kampf gegen die vorderösterreichischen Zölle fällt, ferner dem Thurn und Taxis'schen Postwesen und an der Bekämpfung des Jaunertums. Auf den Kreistagen erschienen die Städte stets vollständig; die Vertretung ihrer Standesinteressen sahen sie als Hauptaufgabe ihrer Bank an. Dabei wehrten sie sich gegen die Abstimmung nach Bänken; Augsburg focht das Direktorium Ulms an. Eine angeregte engere Vereinigung der Städte untereinander mit gemeinsamen Syndici, Agenten beim Reichshofrat, gemeinsamer Kasse usw. kam nicht zur Durchführung. Am 16. 8. 1802 fand der letzte Städtetag in Ulm statt, wobei man sich bereits im klaren darüber war, daß die Reichsstädte ihre Reichsunmittelbarkeit verlieren und den Landesherrn die Hoheitsrechte zuerkannt würden. In einer Denkschrift trat man für größtmögliche Selbstverwaltung der Städte innerhalb der Territorien ein. Am 29. 8., vier Tage nach Schluß des Tages rückten die bayrischen Truppen in Ulm ein. Rückblickend auf die annähernd zweihundertfünfzigjährige Entwicklung der Kreise kann gesagt werden, daß die städtische Einung, von der Reichsstandschaft abgesehen, im wesentlichen durch die Kreisstandschaft bewirkt wurde.

Über „Alt-Ulmische Besonderheiten – von Guggehürle, Sperrhaken, Wetterfahnen und Ähnlichem“ sprach Oberstudiedirektor O. Wiegandt. Die scharfe Abgrenzung des Staatswesens Ulm begünstigte die Entwicklung von besonderen Sitten und Bräuchen wie des Fischerstechens, des Nabadens am Schwörmontag und dergleichen. Damit hängen jedoch auch bestimmte Einrichtungen zusammen, aus denen die Sperrhaken hervorragen, die mitsamt den sie verbindenden Ketten dazu bestimmt waren, Straßen bei drohenden Überfällen zu sperren. Heute sind davon nur noch sieben an Ort und Stelle erhalten. Hierher gehören aber auch die Guggehürle, nämlich über zwei Dachsparrenpaare gesetzte Dachreiter, die dem Zweck des Auslugs dienen; davon sind heute nur noch zwei vorhanden. Sie finden sich übrigens auch, wenn auch ohne die für Ulm bezeichnende Namengebung, in Langenau und Nördlingen. Hingegen hat sich in der Schweiz der Namen erhalten, indessen als Bezeichnung für das oberste Giebelfenster. Sogar im Glasfenster der Bessererkapelle schaut Noah zum Guggehürle der Arche heraus. Eine besondere Bildfreudigkeit zeigen die Alt-Ulmer Wetterfahnen, deren älteste ins Jahr 1645 zurückgeht; auch ein Giebelschmuck von Hafnerarbeit in Form einer grün glasierten Gluckhenne ist nachzuweisen. Eine weitere Eigentümlichkeit stellen die Außenkamine dar, die nicht in die Höhe, sondern aus Erdgeschoßräumen hinaus auf die Straße führen.

Hierzu war eine besondere Erlaubnis, den Rauch auf die Gemeind hinauszuleiten, nötig. Auch die Gartenbrunnen in Wandnischen gehören schließlich hierher. Alle diese Beispiele Alt-Ulmer Besonderheiten belegte der Vortragende mit liebevoll zusammengetragenen Bildnachweisen.

Anschließend trennten sich die Teilnehmer zu den beiden Mitgliederversammlungen. In der des Schw. Heimatbundes, an der rund 100 Mitglieder teilnahmen, erstattete der Vorsitzende den Tätigkeitsbericht, und Herr Friedrich Schmückle in Vertretung des verhinderten Schatzmeisters den diesem erstellten Kassenbericht. Die Mitgliederversammlung erteilte auf Antrag von Direktor Dr. Fleischhauer dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter ebenso wie dem Schatzmeister und Gegenrechner hinsichtlich der Führung der Geschäfte Entlastung. Der Vorsitzende stellte anschließend einzelne Probleme der Vereinstätigkeit, insbesondere die Frage des Stuttgarter Fahrtenwesens zur Erörterung. Als Ergebnis der lebhaften Aussprache wurde zusammengefaßt, daß bei der weiteren Prüfung im Vorstand auch die Leiter der Ortsgruppen und die Vertrauensmänner zur Mitwirkung zugezogen werden sollen. Im Programm für das nächste Jahr werden hierzu weitere Mitteilungen erfolgen.

Nach der Mitglieder-Versammlung und dem Abendessen fand eine Führung durch das Ulmer Münster statt, auf die ein Orgelkonzert, ausgeführt von Kirchenmusikdirektor Hans Jakob Haller folgte. Die vorgetragenen Bach'schen Werke waren, nach der vorausgegangenen Führung, so recht dazu angetan, das Verständnis des Raumes des Münsters nach der Seite innersten Erlebens zu vertiefen. In Allem zeigte sich Kirchenmusikdirektor Haller als ein Meister seines Instrumentes und ein berufener Interpret Bach'scher Musik.

Das Herz der gemeinsamen Veranstaltung bildete die gemeinsame Feierstunde am Sonntagvormittag im Schuhhaussaal der Stadt Ulm. Der Vorsitzende begrüßte namens beider Vereinigungen die Vertreter von Staat und Stadt, der er für die Gastlichkeit herzlich dankte. Namens der Landesregierung und der Regierungspräsidien gab Reg.-Vizepräsident Dr. Heubach (Nordwürtt.) dem Gefühl des Verbundenseins mit den beiden Vereinigungen beredten Ausdruck, und betonte zugleich für Reg. Vizepräs. Dr. Storz (Südwürtt.-Hohenzollern) die Wertschätzung der Arbeit der Vereine. Oberbürgermeister Pfizer, der zugleich für Landrat Dambacher sprach, gab in seiner Begrüßung der Freude darüber Ausdruck, daß die beiden Vereinigungen, wie ihre Tätigkeit erweise, nicht rein restaurativ heimatschützlerisch gesinnt seien, sondern das Schöpferische auch im neu Entstehenden erkannten. Den Festvortrag über das Thema „Die Heimat und ihre Schönheit“ hielt der zweite Vorsitzende des Deutschen Heimatbundes, Direktor Dr. Josef Maria Ritz. Schönheit ist Heimat in der Erscheinung, so könnte man in Abwandlung eines Schiller'schen Wortes den Sinn des Vortrages zusammenfassen. Über-

all, wo Menschen sich Heimat schufen, ward der Ausdruck solchen erschaffenen Geordnet- und Gefügtseins: Schönheit. Wo Störungen dieses Geordnet- und Gefügtseins eintraten wurde es als Häßlichkeit empfunden. „Das Gefährdetste ist die Schönheit“ oder „Die Welt wird untergehen aus Verlust an Schönheit“: mit diesen Worten Th. Häckers umriß der Vortragende die Folgen aller Heimatlosigkeit, verstanden als Versagen des Herzens und des Willens. Besondere Wichtigkeit kommt in diesem Zusammenhang der Kunst, die es mit der Gestaltung der menschlichen Lebensräume zu tun hat zu: Heimat ist ohne künstlerische Schönheit undenkbar. Schon die höhlenzeitlichen Malereien müssen für den noch ungewiß schweifenden Menschen Vorformen der Heimat gewesen sein, in denen er erfüllt sah, was ihm genäß war. Oder: in welch wesenhafter Weise sind nicht die Bilder unserer alten Städte – die uns das bekannte Werk von Schebold zugänglich gemacht hat – überschaubares Bild geschützten menschlichen Zusammenlebens, darin aber zugleich Heimat und „schön“, so schön wie ein Stück unverdorbene Natur. Dabei wuchsen die meisten städtebaulichen Leistungen der Vergangenheit nicht aus bewußten künstlerischen Bedürfnissen, sondern in Unschuld als Darstellung des geschichtlich Gebotenen. Bei Allem ist trotzdem ein Wissen und klares Wollen nicht zu erkennen. Auch der Einfluß der Obrigkeit mag hier und dort regelnd, formend, gestaltbestimmend eingewirkt haben. Dabei kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es dabei um bewußte Zurschaustellung des Schönen ging, in dem Sinne, daß dieses die Gestalt der in die Wirklichkeit strebenden Wahrheit war. Solche Baupflege gab es indessen nicht nur in den Städten, auch in den Dörfern. Nicht aus wilder Wurzel erwuchs also das Schöne unserer Ortsbilder. So ähnlich dabei die Grundformen sind, so verschieden sind die besonderen Ausprägungen. Überall mannigfaltig in der Einheit, charakteristische Persönlichkeiten, örtlich, landschaftlich, stammlich bedingt und gerade darin wieder von Bedeutung für das Gedächtnis in der Seele. Von der Plastik der Spätgotik könnte man sagen, ihre Differenziertheit röhre von ihrer Heimatbedingtheit her. Der Barock hat viel Altes zerstört. Aber er hat eine neue Heimat geschaffen. Dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, in den Industrielandschaften große Häßlichkeitsbereiche in die Welt zu setzen. Heimat wird rein wirtschaftlichen Zwecken geopfert. „Dies aber geschieht aus Mangel an Ehrfurcht vor allem Schönen.“ Wie großartig organisch waren daneben die Gestaltungen der mittelalterlichen Städte, die Stadterweiterungen des Barocks! Nun ist auch noch die bäuerliche Heimat gefährdet durch den neuen Typ der leichten Bauernhöfe, die nur auf 50 Jahre berechnet sind. Die Bauernstube soll nichts mehr bedeuten. Die Dorfauflockerung schließlich kann tödlich wirken. In den Städten droht der Verkehr mit seinen übertriebenen Ansprüchen; hier können nur Umgehungs- und Ringstraßen Hilfe schaffen. Die Geschäftshäuser schießen vielfach über das Ziel hinaus. Als

Anwälte der Schönheit der Heimat haben wir städtebaulich und architektonisch gute Lösungen zu fordern. Rücksicht bei der Werbung, Anpassung von Ladeneinbauten sind weitere Punkte, die Aufmerksamkeit erheischen. Blanker Eigennutz und maßloses Erwerbsstreben sind die Feinde der Schönheit und der Heimat. So bedrohen gewaltige Gefahren die Schönheit der Dorf- und Stadtheimat. Neuzeitliche Siedlungen müssen naturgemäß ihre eigenen Formen haben; jedenfalls muß immer wieder daran erinnert werden, daß Wohnen und Heimat heute noch mehr als früher schicksalhaft verbunden sind. Der Wohnungs- und Heimatnot gesellt sich der Mangel an Wohngesinnung überhaupt zu. Das Wichtigste wäre bei allem: eine Gesundung des Menschen und der menschlichen Lebensverhältnisse von innen heraus. Darüber dürfen aber die äußeren Mittel nicht vernachlässigt werden. Auch von außen kann der Hebel angesetzt werden. Darauf hat jede gute Bau- und Denkmalpflege bedacht zu sein. Mehr als je wird heute der Zusammenschluß verantwortungsbewußter Heimatfreunde nötig sein: „So mögen die Fähnlein der heimatgebundenen Menschen wachsen und zu Regimentern und Armeen werden, um mit dem Mittel des Geistes und des Herzens wirksam zu kämpfen für die Heimat und ihre Schönheit.“

Die Feierstunde wurde eingeraumt von Alt-Ulmer Musik, für die Willi Siegele verantwortlich zeichnete. Ein Quartett, bestehend aus den Herren Breyer, Lissok, Mayer und Wiegandt brachte eine Triosonate von Sebastian Scherer, ein Concerto von Konrad Michael Schneider und eine Triosonate von Theodor Schwartzkopff zu Gehör.

Nachmittags fiel die Wahl schwer: Direktor Dr. H. Pée führte durch die kunstgeschichtliche Abteilung des Museums der Stadt Ulm, Frau Dr. Preßmar durch die vord- und frühgeschichtliche Abteilung, Herr Albrecht Rieber durch die stadtgeschichtliche Abteilung, um anschließend einen Einblick in seine Ausgrabungen der Kaiserpfalz Ulm auf dem Schwörhausplatz zu geben. Oberstudienrat Dr. Schäfle und Oberbaurat Zimmermann zeigten die Ulmer Landschaft mit ihren Siedlungen. Herrn H. Pflügers Führung durch die Festungsanlagen der Stadt Ulm erschloß den Teilnehmern ein bisher unbekanntes Stück Heimatgeschichte. Schließlich führte Rektor A. Heckel durch Stadt und Heimatmuseum Langenau. Hoch befriedigt von dem Gesehenen und Gehörten ging man am Spätnachmittag auseinander.

Tatsachen und Enttäuschungen

Ein Nachwort zum Geislunger Seelhaus

(vgl. Schwäbische Heimat 1958 Nr. 1 S. 24)

Der freudigen Betrachtung, die wir unlängst dem Verständnis der Stadt Geislingen für ihre Aufgeschlossenheit gegenüber unsren Vorstellungen zur Erhaltung des alten Seelhauses widmen durften, ist eine Enttäuschung ge-

folgt, die wir nicht ohne sachliche Richtigstellung lassen können. Bald nach der Neuwahl des Oberbürgermeisters, dem wir unsere Wünsche in freundlichster Form ans Herz gelegt hatten, hat der Gemeinderat seine Entschließung, das 500 Jahre alte Gebäude bestehen zu lassen, umgeworfen. Der Schwäbische Heimatbund, der von der Stadt zwar um Hilfe für die Erhaltung anderer Gebäude angegangen wurde, wurde zu diesem Punkt, der uns sehr am Herzen lag, mit einem Bescheid über die veränderte Auffassung nicht mehr beeindruckt. Dagegen tauchte unter den Verfechtern der jähnen Schwenkung die Parole auf: Die Heimatschützer selbst hätten ja gesagt, daß ein solch altes Bauwerk sowieso nur noch fünfzig Jahre halte! – Ganz offensichtlich ist hier eine Äußerung des Herrn Hauptkonservators Dr. Supper entstellt worden. Nach dem Bericht der Geislunger Zeitung vom 29. März – wir bitten, nachzuschlagen! – hat er aber in seinem damaligen Vortrag gesagt: „daß Fachwerkbauten, wenn sie fachgerecht behandelt werden, bis zu fünfzig Jahre Bestand haben, ohne daß neue Reparaturen notwendig werden!“ Das ist doch etwas völlig anderes. Aber wenn man durchaus will, läßt sich jede Aussage umdeuten. So stehen wir vor einem Ergebnis, das wir nach dem von uns in dieser Sache gezeigten guten Willen nur von ganzem Herzen bedauern können.

WK.

Studien- und Lehrfahrten

Unter Hinweis auf die ausführlichen Veröffentlichungen in den Heften 1, S. 35 ff., und 2, S. 80, geben wir hiermit nochmals die im letzten Viertel des Sommerhalbjahrs durchzuführenden Studien- und Lehrfahrten bekannt:

30. 8. – 1. 9.: Schweizer Jura mit Prof. Dr. H. Hölder;
6. – 8. 9.: Unterelsaß mit E. Bruder und Dr. A. Schahl;
7. 9. Schönbuch mit W. Hahn;
13. – 17. 9. und 20. – 24. 9.: Nordtirol mit W. Genzmer und Fr. Seiffer;
21. 9.: Obere Donau mit W. Baur;
27. – 29. 9. u. 4.–6. 10.: Salzburg mit Dr. H. Lemperle;
5. 10.: Mainhardter Wald mit Dr. A. Schahl und Oberstudienrat H. Scheerer;
11. – 16. 10.: Südtirol mit Dr. K. Buchwald und W. Genzmer;
18. und 19. 10.: Fahrt ins Blaue (frei für Fahrtteilnehmer des Jahres 1958).

Wir bitten um baldige Anmeldung. Sowohl für die zweite Nordtirolfahrt als auch die zweite Salzburgfahrt und die Südtirolfahrt sind noch Plätze frei. Bei anderen Fahrten kann Vormerkung für den Fall des zu erwartenen Rücktritts von anderen Teilnehmern erfolgen. Gegebenenfalls wird eine Fahrt wiederholt.